



Berlin, den 20. Juli 1901.

## Unten durch!

Der König von Preußen hat dem Stadtrath und Reichstagsabgeordneten Kauffmann, den Magistrat und Stadtverordnete zu Berlins zweitem Bürgermeister machen wollten, die Bestätigung versagt. Der König von Preußen hat dem berliner Oberbürgermeister Kirschner die erbetene Audienz nicht gewährt. Der König von Preußen hat das Projekt, die Linien zweier der Stadt gehörenden elektrischen Bahnen über die Straße Unter den Linden zu führen, abgelehnt und auf den ihm eingereichten Plan geschrieben: „Drüber weg nicht! Unten durch!“ Das sind die Thatfachen, die vielen unter Hitze und Stoffmangel leidenden Redakteuren Anlaß gaben, von einem zwischen Hof und Reichshauptstadt entstandenen Konflikt zu reden und Schreckbilder kommender Dinge in den Hochsommerdunst zu malen. Herr Kirschner, sagen sie, wird, des langen Haders müde, seiner Würde drückende Bürde abwerfen, Herr Kauffmann mit gewaltig vergrößerter Mehrheit wiedergewählt werden. Der durch schlechte Behandlung gezeugte Groll wird in den Herzen der annoch zahmsten Stadtverordneten den Bürgertrog wecken. Wachsende Macht des demokratischen Geistes. Achtundvierziger Stimmung. Die Vertreter der ersten Kommune Preußens bleiben allen höfischen Veranstaltungen fern und folgen dem Lockruf der Radikalen, zur Erfüllung königlicher Wünsche fortan jede Hilfe zu weigern. Dann wird zur Verwaltung der Stadt Berlin ein Staatskommissar berufen, über dem in purpurner Unerbittlichkeit ein Spreepräfekt thront. Die Versammlung der Stadtverordneten wird aufgelöst. Die Neuwahl bringt den Sozialdemokraten eine ungeheure Verstärkung

und an der Spitze einer dem plutokratischen Wahlrecht abgetroynen Mehrheit zieht Herr Paul Singer ins Rothe Haus ein. Chaos. Noch einmal bezwingt der Weiße den Rothen Schrecken. Doch: nicht Ross' noch Reifige sichern die steile Höh', wo Fürsten stehn. Auch die Mauern und Schießscharten der Alexandriner-Kaserne können die Liebe des freien Manns nicht erseyen. Mit unwiderstehlicher Kraft erhebt sich das Bürgerthum und schüttelt die Fesseln ab, deren Last ihm so lange den Muth lähmte, und . . .

Und? Wird dann von der Wasserseite her auf das Alte Schloß der Sturmangriff unternommen, den in einem allzu schnell vergessenen Buch Herr von Massow so schön geschildert hat? Werden die Alexander-Grenadiere mit der Spitze der Bajonette dann unbotmäßige Bürger zu Paaren treiben? . . . Jedem, der solche Hundstagsphantasie bis ans Ende denkt, löst das Entsetzen sich in herzhafter Heiterkeit. Die in Berlin herrschende Klasse — den anglo-amerikanischen Ausdruck Caucus und das rheinische Wort Klüngel muß man, weil sie als Kränkung empfunden werden, seit Bismarcks anti-berliner Fehde ja wohl vermeiden — hat sich in der Stadtverwaltung das Recht eines privilegierten Standes gewahrt. Die selben Leute, die im Reich und Staat ohne Ermatten rufen, nur ein Fürstentknecht und Volksverräter könne gegen das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht Bedenken haben, sträuben sich gegen jede Erweiterung des städtischen Stimmrechtes. Zwar sollte man glauben, Gevatter Handschuhmacher und Genosse Fabrikarbeiter könnten eher an der Verwaltung der Stadt mitwirken, die sie bewohnen, deren Interessen sie in gewissem Umfange kennen, deren Verhältnisse sie überschauen, als an der Regierung eines Weltreiches, über die Aufgaben berlinischer Wohnung-, Schul- und Bodenpolitik eher ein einigermaßen werthvolles Urtheil fällen als über die in Mogador und Kiautschou, in Süderisland und Usambara vom Reich zu erfüllende Pflicht. Da das in Berlin geltende Wahlrecht aber die Fortdauer ihrer Tyrannis verbürgt, findet die freisinnige Partei es eben so unentbehrlich wie die konservative Partei das preussische Wahlssystem, das Bismarck einst das erbärmlichste aller vorhandenen nannte. Natürlich: jede andere Wahlrechtsordnung würde der Partei, der längst keine Anhänger-schaar mehr nachwächst, die Herrschaft über die im Reichstag von fünf Sozialdemokraten vertretene Hauptstadt entreißen. Das weiß der fraktionelle Generalstab ganz genau und scheut deshalb, um sich auf der Machthöhe zu halten, nicht die schönödeste Rechtsweigerung. Und nun sollte er eine Stärkung der sozialdemokratischen Kommunalgewalt herbeisehnen und der eigenen Herrlichkeit den Anbruch der Götterdämmerung

wünschen, — nur, weil den König eine Untergrundbahn besser dünkt als eine Straßenbahn, weil Herr Kirchner im Juli nicht im Schloß antichambriren durfte und Herr Kauffmann nicht an die Stelle befördert wird, deren Inhaber in kleineren Städten den Titel eines Beigeordneten trägt? Eine Bourgeoisie, die solchen Vapassien ihr Klasseninteresse opferte, wäre noch aberwitziger als der Matrose, der über Bord sprang und im Sprunge rief: „Ich sterbe für den General Jackson!“

Die Frage, ob Herr Kirchner im August oder erst später seine Audienz haben wird, mag einstweilen unbeantwortet bleiben. Der zweiten — Untergrund- oder Straßenbahn? — haben Techniker die Antwort zu suchen. Daß zur Bewältigung des berliner Verkehrs die Straße nicht mehr ausreicht und an ein Untergrundbahnnetz ernstlich gedacht werden muß, kann kein waches Auge verkennen; die Liste der Straßenunfälle beweist es täglich. Und was würde an den zahlreichen Tagen, wo die Straße Unter den Linden Stunden lang, einer höfischen oder militärischen Feier wegen, allen Wagen gesperrt ist, aus dem Verkehr? Vielleicht ist das Gelände der Anlage einer Untergrundbahn gerade da, wo der König sie wünscht, nicht günstig; und sicher wäre es besser gewesen, wenn der städtische Plan nicht von einem gekrönten Laien, sondern von einem sachverständigen Techniker kritisiert und verworfen worden wäre. Jedensfalls aber ist auch diese Angelegenheit, in der die meisten Berliner der Ansicht des Königs zustimmen, nicht geeignet, die Gemüther zu erregen. Woher also stammt diese Erregung? In der Boffischen Zeitung, dem Moniteur der Hausbesitzer und Großhändler Berlins, las mans am achten Juliabend: „Die Nichtbestätigung“ — Das ist die neueste Errungenschaft journalistischer Sprachverläderung — „des zum Bürgermeister erwählten Stadtrathes Kauffmann wird tief schmerzliche Empfindungen in der Bürgerschaft erregen.“ Wirklich? Herr Kauffmann war vorgestern noch kaum dem Namen nach bekannt. Nur Wenige wußten, daß er ein fleißiger Rechtsanwalt ohne große Praxis war, dem saubere Geschäftsitte nachgesagt und der dann in die Stadtverwaltung übernommen wurde. Ein Stadtrath wie andere Stadträthe. Und ein Reichstagsabgeordneter, der in dem kleinen Häuslein Derer hinter Eugen Richter niemals aufgefallen war. Keines neuen Gedankens Ausdruck war je aus dieses Mannes Munde gekommen. Der in der zweiten Lebenshälfte erst in den Kommunaldienst Beförderte hatte nie Gelegenheit gehabt, Weltkenntniß oder gar Verwaltungstalent zu zeigen. Als er nach kurzer Thätigkeit im Magistrat für das Amt des zweiten Bürger-

meisters vorge schlagen wurde, konnte der nicht fraktionell Gedrillte nur lächeln. Ein lustiger Einfall, an die Spitze der Reichshauptstadt zwei frühere Rechtsanwälte, die Herren Kirschner und Kauffmann, zu stellen. An dem Ausgang der Wahl aber war nicht zu zweifeln. Herr Kauffmann gehört der Freisinnigen Volkspartei an und ist gegen Getreidezölle und — das Wichtigste! — Antisemitismus zu Felde gezogen. Das sicherte ihm die Mehrheit der Stadtverordneten; und dem Magistrat konnte nur daran liegen, keine überragende Persönlichkeit aufnehmen zu müssen. Welche Rolle hätte Herr Kirschner neben einem zweiten Bürgermeister gespielt, der auch nur über die Erfahrung und Leistungsfähigkeit der Herren Maasch oder Meubrink gebot? Der kauffmännische Genius würde das bleiche Gestirn des Oberbürgermeisters nicht verdunkeln. Da war der Mann, den Magistrat und Stadtverordnete brauchten, denn also gefunden, der Kommunal-Hohenlohe, dessen „tadellose Ehrenhaftigkeit“ man, in Ermangelung anderer Vorzüge, in Brusttönen rühmen durfte. Kein Talent, doch ein Charakter. Er wurde gewählt. Gewählt? Das Wort paßt eigentlich nicht. Wie fast alle Errungenschaften der Aera Sneyt-Vasler, steht auch die „kommunale Selbstverwaltung“ nur auf geduldigem Papier. Die Provinzialregierungen haben in die Gemeindepolitik recht viel hineinzureden. Und die kommunalen Körperschaften haben kein Wahlrecht, sondern eine Vorschlagspflicht. Sie haben für erledigte Stellen Kandidaten vorzuschlagen, die der König dann nach Belieben ablehnt oder ernennt, ohne seinen Entschluß begründen zu müssen. Die ganze Selbstverwaltung ist, wie die Unabhängigkeit der Richter und das Preußenrecht, in Wort, Schrift und Bild seine Meinung zu sagen, eine hübsche Coullisse, deren Anblick artige Kinder erfreut. Der Mann, der sich nicht *secundum ordinem* „geführt“ hat, kommt auch im Kommunaldienst nicht auf die höheren Sprossen der Leiter. Der Bürgermeister, gegen den „Etwas vorliegt“, muß auf die Amtskette, den Rothen Adler und den Geheimrathstitel warten. Der Richter, von dem der Bericht des Staatsanwaltes nichts Gutes zu melden weiß, kann als Beisitzer schmoren, bis er grau und stumpf geworden ist. Und der Bürger, der in Wort, Schrift oder Bild eine anstößige Meinung zum Ausdruck bringt, wird eingesperrt. So will es die Ordnung. So ist in Preußen das Recht.

Diesen Zustand kennen wir nicht seit gestern. Und dennoch „tief schmerzliche Erregung“, weil der König von seinem Recht Gebrauch gemacht und den — im guten, faustischen Sinn — dunklen Ehrenmann Gustav Kauffmann nicht zum Bürgermeister ernannt hat? Vielen wird der Glaube an

solche Botschaft fehlen. Deshalb muß dem Entschluß des Königs schnell eine Begründung erfunden werden. Vor zwanzig Jahren, wird uns erzählt, fand ein militärischer Ehrenrath, Herr Kauffmann müsse, weil er für die Freisinnige Partei agitire, aus dem Offiziercorps der Landwehr scheiden. Der Spruch, heißt es weiter, war unbillig; denn warum sollte Herr Reiche nicht Konsistorialrath, Herr Kauffmann nicht Offizier bleiben (und, könnte ein Spafsvogel mit dem selben Recht hinzufügen, Herr Harden nicht fordern, daß der Verein Berliner Presse ihn zum Vorsitzenden fürt)? Einerlei: der Spruch ist gefällt wider ihren Willen, verabschiedete Offiziere sind nicht hoffähig und berliner Bürgermeister müssen hoffähig sein. Aber die Sache ist zwanzig Jahre her; und Tante Boß greint zum Erbarmen: man solle geneigtest doch erwägen, „ob nicht der Zeitablauf die etwaigen Fehler geheilt hat“. „Nichtbestätigung“, „etwaig“, „geheilte Fehler“: der Stil ist die Partei. Doch diese ganze Geschichtenträgerei verdient keine Beachtung. Der König hat das Recht, ohne Angabe von Gründen den Vorschlag des Magistrats abzulehnen oder anzunehmen. Diesmal hat er ihn abgelehnt. Basta. Alles Uebrige ist Beträtsch und soll die „tief schmerzliche Erregung“ erst schaffen, die der Blick des ruhigen Betrachters einstweilen vergebens sucht. Die Kommunaltyrannen haben den Wunsch, sich wieder einmal als Märtyrer freien Mannesmutheß zu verummnen. Den Wunsch und das drängende Bedürfniß. Ihre Leistung hat sich, wie die jeder abgeschlossenen, durch Inzucht entstandenen und inzüchtig fortzeugenden Raste, gemindert, die Zahl der winselnd hingenommenen Schläge hat sich gemehrt. Da wird es denn höchste Zeit, das alte Fortschrittspanier aus dem Futteral zu holen. Weht das „sturmerprobte Banner“ wieder im Wind, dann wird leicht vergessen, daß die hauptstädtische Gemeindeverwaltung seit Jahren keinen schöpferischen Gedanken hervorgebracht und an Byzantinismus die Hyperkonservativen überboten hat, und die süßen Quiritenstimmen fallen wieder den Wackeren zu, die auf offenem Markt im Kampf für die Freiheit empfangene Wunden entblößen . . . Es ist ein Jammer, daß dem Fähnlein der Impotenten immer wieder die Möglichkeit solchen Gaukelspieles gegeben wird.

Das im Treibhaus des neuen Reiches rasch ausblühende Hauptstadtweisen war mühelos zu verwalten, ohne Aufwand von Geist und Schöpferkraft. Der Wohlstand der Bevölkerung wuchs, ganze Stadtviertel erstanden, in modischem Prunkstil, aus dürrer Ackerboden: da war es, besonders vor Fremden, bequem, der Stadtväter Wirken in den Himmel zu heben und ihrer Weisheit Hymnen zu singen. Und Fockdenbeck war wenigstens die

Fassade einer Persönlichkeit; er hatte, als Edelmann, Günstling des Kronprinzen und Reichstagspräsident, in größeren Verhältnissen gelebt und den Blick über das Reichbild Berlins hinausgeschickt. Er war auch zu anständig, um das Interesse der Stadt fraktionellem Vortheil zu opfern. Auch er aber war dem Gewimmel der Kleinen schon zu groß gewesen. Als er starb, wurde der Nachfolger nicht, wie man erwarten durfte, unter den Industriellen, den Großkaufleuten oder Technikern, den Exponenten moderner Stadtwesensentwicklung gesucht, sondern unter den Juristen, die jede kluge Kommune, wie ein gebranntes Kind das Feuer, scheuen sollte. Die Namen der Erwählten: Zelle und Kirschner, Brinkmann und Kauffmann. Juristische Vorbildung bis ins reife Mannesalter und Bekenntniß zum Dogma der Freisinnigen Volkspartei: also doppelte Versteinierung. Die Folgen blieben nicht aus; kein Kleinstaat hat heute eine so bureaukratisch rückständige Verwaltung wie die Stadt Berlin. Nur die Straßenreinigung wahrt noch den Ruhm der Mustergemeinde. Während man sich fast überall mit den neuen Problemen der Kommunalpolitik plagt, geschieht in Berlin, wo Geldmittel in Fülle vorhanden sind, nichts, nicht das Allgeringste. Wozu auch? Die Gemeinde ist reich, der Steuerzuschlag niedriger als in viel kleineren Städten und die Rechtsanwälte Kirschner und Kauffmann werden sich mit den Kollegen Cassel und Sachs leicht stets über den Weg einigen, den zu wandeln dem Bürger frommt. Allzu scharfe Kritik brauchen sie nicht zu fürchten, denn sie haben alle wichtigen Blätter von Partei wegen für sich. Die Unterbeamten mögen hungern, die Schulen verfallen, selbst der Hundetrab der Alltagsgeschäfte mag immer säumiger werden: Die freisinnige Presse wird das freisinnige Stadtrégiment loben; sie lobt ja auch das Waarenhaus Tiez, so lange es Inzeratenseiten mietet. Der Zustand ist längst zum Skandal geworden. Kein Vernünftiger muthet berliner Stadtverordneten und Terrainspekulanten zu, dem König die Ernennung konservativer Agrarier zu empfehlen; was verlangt werden muß, ist nur, daß sie mindestens die Besten ihrer Klasse mitrathen und mitwirken lassen und die wichtigsten Stellen nicht an die Fischbeck, Kauffmann, Eichhoff und Konsorten vergeben. Ein Gemeindegewürdenträger mag Stubenrauch, Goldberger, Roeficke oder Freese heißen, Freikonservativer, Rationalliberaler, Wildliberaler oder Bodenreformer sein: willkommen, wenn er was kann. Schon meldet sich Niemand mehr für eine in Berlin frei werdenden Posten, und wäre es der eines Bürgermeisters; des Werbens Mühe, man weiß es voraus, bliebe ja doch unbelohnt. Und droht irgendwo

einmal der Groll darüber zu erwachen, daß die hauptstädtische Gemeindeverwaltung zum Asyl für obdachlos gewordene Mitglieder der Freisinnigen Volkspartei umgewandelt werden soll, dann wird er mit dem Geschrei beschwichtigt: Wir sind der Freiheit tapfere, aus tausend Wunden blutende Kämpfer! Und das Banner wird, das „sturmerprobte“, so heftig geschwenkt, daß man das Rauschen der schweren Seide im ganzen Holzpapierwalde hört.

Wunderlich, daß der Angstruf der siechen Helden auch im Alten Schloß Glauben findet. Der König liebt die im Rothen Haus Regierenden offenbar nicht. Er hat Herrn Kirchner auf eine Toggenburgprobe gestellt, Herrn Brinkmann in der Puppenallee einen Nekrolog gesprochen, der nicht nach Trauer klang, und Herrn Kauffmann nun in die Niederung der Stadträthe heimgeschickt. Er wittert Etwas wie Rebellentrog hinter der Maske radikaler Biedermännlichkeit. Könnte der preussische Ministerpräsident, über dessen Stellung zum Fall Kauffmann jetzt so viel gefabelt wird, dieses Zerthums Binde nicht lösen? Also müßte er zu dem Monarchen sprechen: Jedem, den Eurer Majestät Diese empfehlen, sei jedes Gemeindeamt gnädig gegönnt, denn Jeder wird Alles thun, was irgend verlangt werden könnte: reisende Königinnen und heimkehrende Weltmarschälle submissiv begrüßen, zur Väterjungensstunde im Spalier stehen und andächtig Kasernenweihreden lauschen. Diese Leute sind viel besser als ihr Ruf. Sie müssen, um ihre Herrschaft zu retten, den Sozialismus bekämpfen und sind, weil sie keinen Nachwuchs, in der Masse keine Wurzel mehr haben, auf uns angewiesen. Damit ihnen nicht der Rest der Kundschaft entlaufe, schlagen sie von Zeit zu Zeit noch die Viriloga um den fett gefütterten Leib. Doch lassen sie sich geduldig prügeln und nehmen sogar Fußstritte hin. Sie sind eben „unten durch“ und müssen sich strebend deshalb nach oben bemühen.



## Medizinische Pfaffen.

In den Zeitungen las ich, in Verbindung mit dem Reichsgesundheitsamt solle eine amtliche Centralstelle für Prüfung neuer Medicamente und Heilmittel errichtet werden. Die Sache ist geschickt inszenirt worden. Auf der letzten Naturforscherversammlung in Aachen wurde ausführlich über die Gefahren debattirt, die der Medizin und dem Publikum aus dem vorreiligen Vertrieb ungeprüfter neuer Mittel entstehen, und zunächst die Einsetzung einer Commission beschlossen. Diese genügt, wie zu erwarten war, den Anforderungen nicht; nun soll ein neues Reichsamt geschaffen werden.

Daß Mißstände der angegebenen Art vorliegen, kann nicht bezweifelt werden. Doch ist es mindestens problematisch, ob der zur Beseitigung des Uebels vorgeschlagene Weg nicht schlimmer ist als das Uebel selbst und ob man nicht auf einfacherem Wege mehr erreichen könnte.

Heute werden die neuen Medicamente in den Universitätskliniken, den Krankenhäusern und in der ärztlichen Praxis geprüft. Künftig sollen nur die „führenden Geister“ zu dieser Prüfung befugt sein. Daß man zu den führenden Geistern die praktischen Aerzte nicht rechnet, konnte man aus jedem Satz der Referate und Debatten herausfühlen.

Die heutigen Mißstände — die Abgabe flüchtiger Gutachten und die Annahme von Honoraren für die Prüfung der neuen Medicamente — sind aber, wie jeder Eingeweihte weiß, keineswegs nur den praktischen Aerzten zur Last zu legen. *Malicos intra muros peccatur et extra.* Auch muß betont werden, daß die Annahme von Honoraren für die wirkliche, mühevollen Prüfung von neuen Mitteln nicht unehrenhaft ist. Jede Arbeit ist ihres Lohnes werth. Berwerflich wird die Sache erst, wenn sie gewerbsmäßig und leichtfertig betrieben wird. Wer hinter die Coulisten sieht, wird Menschlichkeiten an den verschiedensten Stellen finden. Doch muß zur Ehre des ganzen Standes festgestellt werden, daß die Zahl Derer, die vielleicht in dieser Hinsicht ein Vorwurf treffen könnte, sehr klein ist.

Irthümer und Voreingenommenheiten kommen von der modernen Publikationwuth, weil man unfertige Arbeiten als vorläufige Mittheilungen hinauswirft und einander mit möglichst „aktuellen“ Veröffentlichungen zu überbieten sucht. Der Ruhm, ein „exakter“ Forscher in der Heilkunst zu werden, ist zu verlockend und dabei billig genug. Um ihn zu erlangen, braucht man nur zwei bis zwanzig Kaninchen, das Stück zu einer oder anderthalb Mark. Saugt das Kaninchen, dem man das neue Mittel eingespritzt hat, wie verrückt im Lokal herum, so ist es ein erregendes Mittel, ein Exoitans. Legt es sich wehmüthig auf die Seite und verscheidet still und traurig, so ist es ein beruhigendes Mittel, ein Nervinum, Narcoticum oder Hypnoticum.



Zittert es und fühlt sich kalt an, so ist es ein fieberwidriges Mittel, ein Antipyreticum u. s. w. Nun bestimmt man, wie viele Milligramm „Heilmittel“ pro Kilogramm Kaninchen diese Wirkung haben, sieht sich, um alle Gerechtigkeit zu erfüllen, noch Niere, Leber, Herz und Blut an, — und die „bahnbrechende“ Arbeit ist fertig. Wenn das Kaninchen reden könnte! . . . Aber so wenig der Mensch ein Reagensglas ist, wie Volkmann einst sehr treffend sagte, eben so wenig ist er ein Kaninchen.

Da an der Prüfung der neuen Mittel die Universitätskliniken und die großen Krankenhäuser bisher zunächst betheiligte waren, so sind sie es natürlich auch an den vorgekommenen Irrthümern. Einige naheliegende Beispiele liefern uns den Beweis. Ich will die große theoretische Bedeutung des Tuberkulins nicht antasten. Trotzdem dieses Mittel aus dem Reichsgesundheitsamt selbst hervorging — Koch war dort damals Direktor —, ist es ganz ungeprüft in die Praxis hinausgeschleudert worden. Ein anderes Beispiel bietet die Verwendung der Schilddrüsenpräparate. Die erste Anregung kam aus einer staatlichen Irrenanstalt, der Gedanke wurde dann, zunächst zur Behandlung des Kropfes, in der tübinger chirurgischen Klinik ausgebaut. Die anfängliche Begeisterung ist rasch abgeflaut, man hat die ungünstigen Wirkungen auf das Herz und andere Organe erkannt und heute ist die ganze Sache verlassen, wenn auch einige interessante Beobachtungen geblieben sind. Auch hier hat also das Ausgehen von einem hochangesehenen staatlichen Institut vor Rückschlägen und Irrthümern nicht geschützt.

Nicht anders ging es mit der Kokainisirung des Rückenmarkes; hier hatte die chirurgische Klinik in Greifswald angefangen. Es ist gewiß eine interessante Erfahrung, daß man durch Einspritzung von Kokain in den Lendentheil des Rückgratkanals die Beine gefühllos machen kann. Das Verfahren hat sich aber als so gefährlich herausgestellt, daß der Urheber es selbst auf dem letzten Chirurgenkongreß als unzulässig verwarf. Ob ein Centralinstitut Das herausgefunden hätte, was man auf der greifswalder chirurgischen Klinik erst nach der Veröffentlichung erkannt hat? Nicht minder unwahrscheinlich ist, daß diese Centralstelle die auch in Reichstag und Abgeordnetenhaus besprochenen Krebsimpfungen, die Versuche mit Syphilitisferum, die ekelhaften Versuche an Paralytikern verhindert hätte. Sie sind sämtlich in großen staatlichen Anstalten gemacht worden. Ob diese sich dem Centralinstitut unterwerfen werden? Ob das Centralinstitut leimende neue Gedanken richtig erkennen und bewerthen wird? Lange vor der Entdeckung der Antiseptis durch den Engländer Lister hat der deutsche Professor Semmelweis in Prag die Thatsache verfochten und bewiesen, daß das Kindbettfieber durch Ansteckung von außen entstehe und durch peinlichste Reinlichkeit verhütet werden könne, eben so wie die accidentellen Wundkrankheiten. Er hat

bei seinen Kollegen nur Hohn gefunden und ist im Irrenhause gestorben. Hätten seine Kollegen damals die Lehre von Semmelweis in eine Lücke ihrer starren Meinungen einbringen lassen, so hätten wir die Antisepsis, die größte Entdeckung der praktischen Medizin im letzten Jahrhundert, nicht erst aus England erhalten, wir hätten uns nicht durch die giftigen Ströme von Karbolsäure und Sublimat hindurchbringen müssen zur heutigen Methode, der Behandlung der Wunden mit größter Reinlichkeit ohne antiseptische Mittel, zur Asepsis (deren erster Vertreter in Deutschland der frühere Privatdozent, jetzige oldenburgische Sanitätsthath Neuber in Kiel war).

Irthümer sind das Schicksal jeder Wissenschaft; auch eine Centralstelle kann sie nicht verhüten, die Fluth der neuen Erscheinungen in der Krankenbehandlung nicht übersehen; Eins aber wird sie mit Sicherheit herbeiführen: sie wird die ärztliche Wissenschaft vollends monopolisiren, also brachlegen.

In den siebenziger und achtziger Jahren, die man hier und da als die „klassische“ Periode der deutschen Medizin bezeichnet, mögen die Universitätskliniken die Geburtsstätten neuer Heilmethoden gewesen sein, in der Zeit der Traube und Frerichs, der Billroth, Langenbeck, Thiersch, Eschmarch, Volkmann, Schröder, eines Virchow, Ludwig und anderer Meister. Damals hatten die Professoren unbestritten die Leitung, sie waren die „führenden Geister“. Ob sie es heute noch sind, mag man füglich bezweifeln. Koch war ein einfacher praktischer Arzt in der Provinz Posen, als er seine berühmte Arbeit über die Wundkrankheiten — die Einleitung der heutigen bakteriologischen Aera — veröffentlichte. Charakteristisch ist, daß Koch, um ungestört weiter forschen zu können, seine Professur an der berliner Universität und seine Direktorstelle am Reichsgesundheitsamt niederlegte. Behring war Militärarzt, als er die Serumtherapie begründete. Die Infiltration-Anästhesie, die örtliche Schmerzstillung durch Einspritzung fast ungiftiger Substanzen, rührt von dem berliner praktischen Arzt Schleich her. Die operative Behandlung der Kurzsichtigkeit durch Entfernung der Linse wurde von dem pilsener Augenarzt Fukala eingeführt. Die wiener medizinische Fakultät soll ihm wegen mangelnder Kenntnisse die Niederlassung als Privatdozenten versagt haben. Die operative Behandlung der Leber- und Gallensteinkrankheiten ist von dem praktischen Arzt Rehr in Halberstadt auf ihren heutigen Stand gebracht worden. Die Behandlung der tuberkulösen Gelenkerkrankungen mit Jodoformeinspritzungen stammt von dem barmherzigen Arzte Heufner. Die meiste Förderung im theoretischen und praktischen Kampf gegen Hautkrankheiten verdanken wir dem praktischen Arzt Unna in Hamburg. Die heutige Tuberkulosetherapie — die Freiluftbehandlung — ist von dem praktischen Arzt Brehmer eingeführt worden. Wir sind heute über ihn kaum hinausgekommen. Daß die praktische Medizin auch den Laien eine Reihe

fruchtbarer Anregungen zu danken hat, ist bekannt. Der Massage haben die Laien Metzger und Thure Brandt die Bahn gebrochen. Die gymnastische Behandlung mit Maschinen hat Gustav Zaubler erfunden. Die Orthopädie hat von Hefling neue Gedanken erhalten. Die Behandlung mit Wasser und Diät hat wichtige Anregungen von Laien empfangen. Nur zögernd fängt man in den letzten Jahren an, diesen Heilfaktoren einen Platz auf den Universitäten einzuräumen; und wie man hört, kam die Anregung nicht aus dem Schoß der Fakultäten. Daß auch den Universitätsprofessoren ihr Theil an der Fortentwicklung der Heilkunst zukommt, sei nicht bestritten. Aber es muß einmal öffentlich festgestellt werden, daß der Kunst, Kranke zu heilen, auch aus anderen Quellen Kräfte zuströmen und daß es ein schwerer Fehler sein würde, diese Quellen zu verschütten oder zu verstopfen.

Die Hauptursache der heutigen unerfreulichen Zustände ist die Einseitigkeit gewisser Gruppen, das eifrige Bestreben, „Schulen“ zu bilden und die heranwachsende Jugend in bestimmte wissenschaftliche und Interessentkreise zu bannen. Das wirksamste Mittel, diese Auslese zu vollziehen, sind heute die wissenschaftlichen Kongresse. Es gehört ein naiver Kinderglaube dazu, anzunehmen, daß die Fortschritte der Wissenschaft sich an Kongresse knüpfen. Diese Kongresse sind vorbereitete Paraden, wo man Hoerschau hält über sein Gefolge, sich selbst in die richtige Beleuchtung setzt und dem Gegner ein Bein stellt. Der Mann mit eigenen neuen Ideen spielt da meist eine traurige Rolle: man läßt ihn schadenfroh nach allen Regeln der Bühnentechnik abfallen. So ist Schleiß lokale Anästhesie auf dem Chirurgenkongreß durchgefallen. Heute ist es ein Kunstfehler, sie nicht bei geeigneten Fällen anzuwenden. Die Fortschritte der Wissenschaft sind heute, wie einst, wo es keine Kongresse gab, an die Studierstube, an den Experimentirtisch, an die nüchterne Beobachtung der Vorgänge in der Natur und im täglichen Leben gebunden. Hier bohrt sich der Einsame, oft in bewußtem Gegensatz zur Schulmeinung, in seinen Gegenstand ein und gewinnt neue „führende“ Gedanken. Solche einsame Menschen, solche Führer läßt die heutige Organisation der Wissenschaft immer weniger zu; die Masse haßt den Einsamen.

Die Centralstelle, die als eine Abtheilung im Reichsgesundheitsamt gedacht ist, wird an den bestehenden Uebelständen wenig ändern; sie wird das Genie unterdrücken und die Mittelmäßigkeit stützen. Sie wird eine weitere Stärkung des an sich schon übermächtigen Professorenthumes werden und den Stand der Aerzte, der sozial schon übel genug daran ist, auch noch wissenschaftlich proletarisiren. Nicht nur im Namen der praktischen Aerzte muß dagegen protestirt werden, sondern im Namen des Publikums, das doch auch einigermaßen dabei interessirt ist. Man klagt heute Kurpfuscher wegen fahrlässiger Gesundheitsschädigung oder Tötung an und bestraft sie mit Geld-

strafen und Gefängniß. Man kehre den Spieß auch einmal nach der andern Seite. Wenn erst der Direktor einer chemischen Fabrik und etliche Aerzte ein paar Wochen gefessen haben, werden ungeprüfte Heilmittel sich nicht mehr so leicht hervorwagen, der fleißige, ehrliche Forscher wird aufathmen und die medizinische Wissenschaft kann sich frei, ohne bureaukratische Krücken und Fesseln, weiter entwickeln. Das Können unserer praktizirenden Aerzte ist auf dem Gebiet der inneren Medizin Jahrzehnte lang durch ein blindes idealistisches Vertrauen in Das, was man auf den Universitäten „lernt“, gelähmt worden. Das Vordringen der Laien in die praktische Medizin, das Auskommen des Kurpfuschert humes, die wirtschaftliche Schädigung des Arztesandes sind allein darauf zurückzuführen, daß das Publikum allmählich früher aufstand als seine Doktoren und von den Müttern, die bei Erkältungen ihre Kinder mit bestem Erfolg „packten“ und „wickelten“, die Ueberzeugung in immer weitere Kreise hineinschlüpfte: die Kunst des Kurirens sei kein undurchdringliches Geheimniß. Ganz außerordentliche Anstrengungen und Leistungen werden erforderlich sein, um die einst innegehabte, jetzt verlorene Position zurückzuerobern. Noch glaubt man, durch ausgiebige Verleserung und Vernehmung Selbständiger sich um die beschämende Einsicht in die Größe der eigenen Unterlassungen herumdrücken zu können. Möchte wenigstens die eine Erkenntniß bei Zeiten tagen: daß keine Wissenschaft so wenig wie die Medizin zum Erlaß eines Syllabus und zur Aufrihtung einer Orthodorie geeignet ist. Die Einsetzung medizinischer Pfaffen und Konfistorien: Das wäre wirklich der letzte, der entscheidende Fehler, der noch zu machen ist.

Mannheim.

Dr. Robert Hessen.



## Senzstimmen.

**I**m Garten, hinter dem Fenster meines Zimmers, hüpfen auf den nackten Nestern der Mäzie Sperlinge und plaudern lebhaft. Auf dem Giebel des Nachbarhauses sitzt eine ehrwürdige Krähe und nickt, auf das Geplauder der grauen Vögelchen hinschordend, ernst mit dem Kopfe. Die warme, ganz mit Sonnenwärme durchtränkte Luft trägt jeden Ton mir ins Zimmer. Ich höre die eilige und nicht laute Stimme des Baches, höre das leise Rauschen der Weite, verstehe, wovon die Tauben auf meinem Fensterbrett girren, und mit der Luft streubt mir die Musik des Frühlings in die Seele.

„Tschil tschiril!“ sagt ein alter Sperling zu seinen Freunden, „um haben wir wieder den Frühling abgewartet . . . Nicht wahr? Tschil tschiril!“

„An der Tha—at, in der Tha—at“, erwidert mit grazios ausgestrecktem Hals die Krähe.

„Ich kenne sie nur allzu gut. Sie ist ein vorsichtiger Vogel und brüht sich stets kurz und nie anders als zustimmend aus. Von Natur aus ist sie dumm, dabei, wie fast alle Krähen, furchtsam. Aber sie nimmt in der Gesellschaft eine hervorragende Stellung ein und veranstaltet jeden Winter irgend etwas Wohlthätiges für arme Dohlen und alte Tauben.“

„Ich kenne auch den Sperling. Wenn er von außen auch leichtfertiger und sogar liberal scheint: im Grunde versteht er sich auf seinen Vortheil. Er umhüpft die Krähe mit scheinbarer Ehrerbietung, weiß im Innern aber ganz genau, was sie werth ist, und ist stets bereit, zweihundert pikante Geschichten von ihr zu erzählen.“

Auf dem Fensterbrett sitzt ein junger, stutzerhafter Tauber, der mit heißen Worten sein schlichtes Täubchen zu überreden sucht.

„Ich werde sterren—ben, ich werde vor Enttäuschung sterren—ben, wenn Du meine Liebe nicht theilen willst!“

„Wissen Sie, Gnädigste, die Zeisige sind schon angekommen“, erzählt inzwischen der Sperling.

„Zu der Tha—at?“

„Sie sind angekommen und lärmen, flattern, zwitschern . . . Entsetzlich unruhige Vögel . . . Und die Reisen sind mit ihnen gekommen . . . wie immer. Gestern, wissen Sie, fragte ich Spahes halber Einen von ihnen: Nun, mein Lieber, seid Ihr schon ausgeflogen?“ Der hat mir frech geantwortet . . . Diese Vögel haben gar keine Achtung vor dem Rang, dem Ansehen und der gesellschaftlichen Stellung, die man einnimmt . . . Ich, der Hofsperling . . .“

Au diesem Augenblick trat ganz unerwartet ein junger Habe hinter der Esse hervor und berichtete mit halber Stimme: „Nach der Vorschrift lauschte ich aufmerksam den Gesprächen aller Wesen, die Luft, Wasser, Erde und das Innerste der Erde bewohnen, und achte sorgsam auf ihr Benehmen; anjeho habe ich die Ehre, zu melden, daß die erwähnten Zeisige laut vom Venz zwitschern und auf eine baldige Wiedergeburt der ganzen Natur zu hoffen wagen.“

„Tschil tschiril!“ rief der Sperling, der unruhig den Angeber beobachtete. Die Krähe nickte wohlmeinend mit dem Kopf.

„Der Frühling kommt nicht zum ersten Mal“, sagte der alte Spah. „Und was die Wiedergeburt der Natur angeht, so ist's uns natürlich angenehm . . ., wenn es mit höherer Erlaubniß geschieht.“

„Zu der Tha—at“, sagte die Krähe und sah den Redner wohlwollend an.

„Noch muß ich hinzufügen“, fuhr der Habe fort: „Besagte Zeisige haben mit Unwillen vermerkt, daß die Quellen, aus denen sie ihren Durst löschen, trüb sind. So behaupten sie wenigstens. Ja, einige unter ihnen wagen sogar, von Freiheit zu reden . . .“

„Ach, so sind sie stets“, rief der alte Sperling aus; „kommt bei ihnen von der Jugend und ist ganz ungefährlich. Ich war auch jung und habe auch von . . . na, von ihr geträumt. Selbstverständlich in bescheidener Weise . . . Aber später . . . was damit bald vorbei; es kam eine andere, sie', he—he—he, und, wissen Sie, eine angenehmere und für den Sperling nöthigere, sie' . . . he—he!“

„E—hm!“ Bählich erdante ein einbringliches Räuspern.

Auf den Zweigen der Linde erschien der Wirkliche Geheimne Staatsrath Wimpel; er begrüßte die Vögel huldvoll und schnarrte sie an: „Ach . . . bemerken Sie nicht, meine Herren, daß es in der Luft nach Etwas riecht, äh? . . .“

„Frühlingsluft, Euer Excellenz“, antwortete der Sperling.

Und die Krähe bog schmachkend den Kopf zur Seite und krächzte so zärtlich, wie ein Schaf blökt.

„Ja . . . gestern beim Skat sagte mir der erblühte Ehrenbürger Uhu das Selbe . . . Es riecht nach Etwas in der Luft, sagte er; und ich erwiderte: Werdens schon ausspüren, werdens schon untersuchen. Vernünftig, was?“

„Zu Befehl, Excellenz, sehr vernünftig“; der alte Spatz stimmte ihm natürlich ehrebetig bei. „Man muß nur abwarten. Ein vorsichtiger Vogel wartet stets.“

Auf das schneefreie Fleckchen des Gartens flog vom Himmel eine Lerche herab und begann, vor sich himmelmelnd, auf und ab zu laufen:

„Und mit seinem holden Lächeln löscht der Tag die Himmelssterne . . . Es erlöst und es erzittert und wie Schnee vor Sonnenstrahlen schmilzt dahin die Finsterniß. Ach wie leicht und ach wie süß athmet dann das Herz im Busen, hoffend auf der Sonne Aufgang, Morgenröthe, — auf den Tag voll Licht und Freiheit.“

„Was ist Das für ein Vogel?“ fragte der Wimpel, während er ein Auge zukniff.

„Eine Lerche, Euer Excellenz“, antwortete streng der Rabe hinter der Esse hervor.

„Ein Dichter, Euer Excellenz“, fügte höflich der Sperling hinzu.

Der Wimpel blickte den Dichter von der Seite an und schnarrte: „Ach, hm . . . wie grau . . . so'n Auber! Er sagte doch was in Bezug auf die Sonne und die Freiheit, nicht wahr?“

„Zu Befehl!“ rief der Rabe. „Er hegt die jungen Vögel auf und vergißt ihre Herzen mit unerfüllbaren Hoffnungen.“

„Höchst tadelnswerth und . . . dumm.“

„Sehr richtig, Excellenz“, meinte der alte Sperling; „ganz dumm. Die Freiheit ist etwas Unbestimmtes, so zu sagen Etwas, Das man bei allem Bemühen doch nicht erhaschen kann.“

„Doch wenn ich nicht irre, haben Sie selbst sich zu ihr bekannt?“

„In der Tha—at, in der Tha—at“, rief plötzlich die Krähe.

Der Sperling wurde verwirrt. „Wirklich, Euer Excellenz: einst bekannte ich mich zu ihr; aber ich kann mildevernde Umstände für mich geltend machen.“

„Wie meinen Sie Das?“

„Nach dem Mittagbrot, Excellenz, unter dem Einfluß — Das heißt: unter dem Druck — von Weindämpfen . . . und ich bekannte mich nur mit Einschränkung zu ihr, Excellenz!“

„Wie meinen Sie Das?“

„Ich sagte leise: ‚Es lebe die Freiheit‘, fügte aber sofort laut hinzu: ‚Innerhalb der gesetzlichen Grenzen!‘“

Der Wimpel blickte den Raben an.

„So ist es, Excellenz“, erwiderte der Rabe.

„Als Hoppesperling kann ich mir keine ernsthafte Beschäftigung mit der Frage der Freiheit gestatten, schon weil diese Frage nicht zu den in das Ressort schlagenden gehört, in dem beschäftigt zu sein ich die Ehre habe.“

„In der Tha—ar“, krächzte die Krähe. Ihr ist es ja ganz gleich, was sie bejaht.

Auf der Straße flossen aber die Bächlein und sangen leise das Lied vom Strom, in den sie einst am Ende ihres Weges sich ergießen werden, und von ihrer Zukunft: „Die schnellen Wogen nehmen uns auf und tragen uns hin dann zum Meer. Und wieder zum Himmel erheben uns Strahlen der glühenden Sonne. Vom Himmel dann fallen zur Erde wir nieder als kühlender Thau in der Nacht, als Schneefloken oder als Regen.“

Die Sonne, die herrliche Frühlingssonne lächelt am klaren Himmel mit dem Lächeln eines von Schaffenslust glühenden Gottes. In einem Winkel des Gartens, auf den Zweigen der alten Linde, sitzt ein Flug Zeltige; und einer von ihnen singt begeistert seinen Freunden ein von ihm irgendwo gehörtes Lied, das Lied vom Sturmvogel:

Überm schaumbedeckten Meere sammeln sich Gewitterwolken. Zwischen Wolken und Meer schwebt stolz der Sturmvogel. Das Auge glaubt, einen schwarzen Blix zu sehen. Bald das Meer im Fluge streifend, bald als Pfeil gen Himmel schießend, schreit er und die Wolken hören Freude in dem Schrei des Vogels.

In dem Schrei ist Sturmesburch. Kraft des Jornes, des Hasses Flamme und Siegesgewißheit hören die Wolken in diesem Schrei.

Vor dem Sturm stöhnen die Möwen, stöhnen, flattern überm Meere. Und sie möchten sich verstecken auf des Meeres tiefem Grunde.

Und die Taucher, auch sie stöhnen; sie, die Taucher, kennen nicht die Kampfesfreude; sie erschreckt des Donners Rollen.

Mengstlich birgt der fette Pinguin seinen Körper in den Felsen. Nur der stolze Sturmvogel flattert kühn überm schaumbedeckten Meer.

Zimmer tiefer, immer schwarzer senken sich herab die Wolken; und die Wogen singen, tanzen; sie begrüßen auch den Sturm.

Donnerrollen . . . Meeresbrüllen. Schon umfassen finstre Wolken in Umarmung all die Wogen; und sie werfen sie dann wüthend auf die storken Felsenmassen.

Der Sturmvogel flattert schreiend, einem schwarzen Blix vergleichbar, bald als Pfeil gen Himmel schießend, bald das Meer im Fluge streifend.

Wie ein Dämon flattert er, wie ein stolzer schwarzer Dämon des Gewitters: also lacht und schluchzt er . . . Ach, er lacht über die Wolken und er schluchzt gewiß vor Freude.

In dem Stoll des Donners hört er lange wohl schon die Ermattung, und er weiß, daß nicht für immer Vulkennacht die Sonne deckt.

Und es pfeift der Wind . . . Es grollt der Donner . . . Bläulich schimmern die Wolken über weiter Meereswüste. Und das Meer, es fängt die Blitze und verlockt sie in der Tiefe. Wie die Schlangen winden sie sich, spiegeln sich im Meere wider.

Sturm. Bald bricht der Sturm los.

Und der kühne Sturmvogel flattert zwischen Blix und Wogen, wie ein Siegesverkünder rufend: Achtung! Bald nun bricht der Sturm los!

Nischnj-Nowgorod.

Ragim Gorkij.



## Die darmstädter Künstlerkolonie.\*)

Schnell wandelt sich Alles in unserer raschlebigen Zeit. Was gestern vornehm war, ist heute schon vulgär. So scheint es manchmal. In Wahrheit ist es doch anders. Was wir heute vulgär nennen, ist nur scheinbar das Selbe, was wir gestern vornehm nannten. Es ist nur dessen Nachahmung, dessen Nachäffung, dessen Vulgarisierung mit einem Wort. Damit die breite Masse sich eine Sache aneigne, muß sie vulgär geworden sein. Das liegt schon im Begriff. Die Masse steigt vielleicht dabei einige Stufen empor, aber die Sache muß mehr Stufen herunter steigen. Besonders ist es selten die Sache aus erster Hand, die bei der Menge Glück hat.

Vis ins kleinste Provinzstädtchen herunter schwärmen heute die Leute für den „Jugendstil“. Man muß sehen und hören, wie die Pfarrerstochter oder die Frau Oberlehrer das Wort aussprechen oder wie das „Blatt für Alle“ darüber artikuliert. Wieder einmal ist eine feine Sache vulgär geworden. Dabei ist kein Unglück. Es muß so sein. Aber trauern dürfen wir daran, was für ganz andere Gesichter die Leute machten, als ihnen die Sache aus erster Hand geboten wurde, noch rein und unbetastet, noch nicht vergrößert von knotigen Fingern, noch nicht verquillt mit dem Schund: als zum Beispiel Otto Eckmann zuerst seine überraschenden Tierleisten brachte, wo seine junge Phantasie, nicht ohne japanische Beeinflussung, aber durchaus selbstschöpferisch, eine ganze groteske Tierwelt in den schönen Fluß seiner linearen Rhythmen zwang mit souveräner Herrschaft über Form und Farbe. Kein Ausbruch der Freude war da, kein Aufjubeln, keine Dankbarkeit, sondern ein hochmütiges Naserümpfen und schlechte Wige. Eben so ging es zuerst Hans Christianen, dessen Naturempfinden, obwohl seine Beiträge zur „Jugend“ aus Paris datirt waren, dem deutschen Naturgefühl eher noch näher stand. Er war weniger als Andere von dem japanischen Einfluß berührt. Er war zugleich der Naivste von Allen. Aber Wenige nur vermochten Das damals herauszufühlen. Man hielt ihn lieber für raffiniert, obwohl deutlich genug zu sehen war, daß gewisse pariser Accente, die ihm in der Seinestadt angefloten waren, den Kern seines Wesens nicht berührten und daß seine entzückenden Wirkungen in Farbenakkorden ein durchaus naives und ursprüngliches Wesen verrieth. Charakter seiner Schöpfungen: sein starkes dekoratives Farbengefühl und seine echt germanische Liebe für die Schönheit und Fülle der lebendigen Naturformen, die ihn in einen wahren Rausch des Entzückens versetzen. Diese beiden Fähigkeiten treten gleich stark hervor in all seinem Schaffen und halten sich

\*) S. auch „Darmstadt“ in der „Zukunft“ vom 22. Juni 1901.



in schönem Gleichgewicht. Sein starkes Gefühl für die dekorative und symbolisierende Kraft der Farbe an sich giebt ihm gegenüber der Natur die nöthige Freiheit in der Vereinfachung und in der Auswahl; sein kindliches Entzücken an den lebendigen Formen dagegen bewahrt ihn davor, in der Vereinfachung oder Stilisirung zu weit zu gehen, sich von der lebendigen Natur zu sehr zu entfernen, sich weiter zu entfernen, als es unserem deutschen Naturgefühl entspricht. Daß Christianiensen diese Linie auch in seinen vollkommensten dekorativen Werken nicht überschreitet, ist zugleich sein persönlicher und sein spezifisch deutscher Accent. Seine Blumenornamente wirken manchmal wie lebendig gewordene uralte Erinnerungen unseres Volkes. Ich magte ihn lieben von seinem ersten Werk an, das mir zu Gesicht kam. Und als dann der junge Großherzog von Hessen diesen deutschen Künstler aus Paris zurückholte und als künstlerischen Berather in seine Nähe zog, da fühlte ich eine starke Sympathie auch mit diesem Fürsten.

Und Anderen erging es wie mir. Unerwartete Hoffnungen wurden lebendig. Man versprach sich endlich wieder einmal Etwas für die Kunst von einem deutschen Fürsten. Und in der That wurden die Anzeichen dafür immer günstiger. In Darmstadt, so fühlt heute Jeder, soll ein werdendes Neues Förderung erfahren. Die Künstler, die nach einander von dem Großherzog dorthin berufen wurden, sind selber zum Theil noch Werdende, noch Ueberwindende. Ich nenne als Zweiten Peter Behrens.

Lange genug waren die deutschen Maler, mit wenigen Ausnahmen, bei den Franzosen in die Schule gegangen. Nicht zu ihrem Schaden. Sie haben dabei viel gelernt, — was eben Einer vom Anderen, was besonders ein Deutscher von einem Franzosen lernen kann. Aber die aus Frankreich stammende impressionistisch-technische Evolution hatte sich endlich erschöpft. Man hatte in der Wiedergabe des zitternden Sonnenscheines, der flimmernden Dämmerung, der wogenden Nebel, der ins Unendliche gebrochenen Farben das Menschen Mögliche geleidet und hatte zuletzt erkannt, daß mit dieser ganzen Kunst, die so viel Schweiß der Redlichen gekostet, doch nur die Haut und nicht auch die Seele der Dinge zu packen sei. Man fing aber an, sich wieder nach der Seele der Dinge zu sehnen. Und man sehnte sich zugleich nach der Linie, die fast verloren gegangen war, die, selber wie eine arme Seele, sich verflüchtigt hatte in all dem Lichtergelirx und Farbentongewirr.

Einer der Ersten unter den jungen Künstlern, die sich dem naturalistischen Impressionismus entzogen, war Peter Behrens. Er folgte dabei nur seiner natürlichen Begabung. Sie drängte ihn zur Linie hin als zu dem geistigeren Ausdrucksmittel. Schon Klinger hatte in seiner kleinen Schrift von der Griffelkunst auf die Linie und speziell auf die Umrisslinien hingewiesen als auf ein Mittel von höchster geistiger Ausdrucksfähigkeit. Zu

seiner ausgeübten Griffelkunst hat Klinger von dieser Entdeckung keinen Gebrauch gemacht, sondern im Gegentheil höchste farbige Wirkung angestrebt. Die Nadirnadel erlaubt ihm Das nicht nur: sie forderte sogar dazu heraus. Behrens griff zur Holzschnitt-Technik. Und natürlich pflegte er den rein linearen Holzschnitt. Die Linie ist Alles auf seinen Blättern, wenn sie auch manchmal farbig ausgeführt sind. In seinen rein dekorativen Holzschnitten, wie Zierleisten, Titelrahmen, Initialen, ist er natürlich noch ausschließlicher Linienkünstler. Es ist interessant, hier Behrens mit Otto Eckmann zu vergleichen. Diesem ist es natürlich auch nur, wie jedem echt dekorativen Künstler, um wohlthuende lineare Rhythmen zu thun. Die Naturformen, pflanzliche und thierische, sind ihm dazu nur Mittel. Aber sie sind ihm meist ein willkommenes Mittel; er benützt sie gern. Behrens verzichtet darauf fast gänzlich. Er giebt der reinen Linie den Vorzug. Mit ihren bloßen Schwingungen eine schöne Augenmusik zu machen, hält er offenbar für die höhere Kunst. Dabei verschmäht er nicht, bei den alten Deutschen Holzschniderei zu lernen, was ich ganz besonders zu seinem Ruhm sagen möchte.

Peter Behrens wurde bald nach Christiansen vom Großherzog nach Darmstadt berufen. Damit war ein höchst interessanter Gegensatz gegeben. Den naive heiteren Naturlauten, dem zwanglosen Frühlingjubil der Schmuckweise Christiansens stand der Stil von Behrens schroff gegenüber, der in der Farbe den hellen Dur-Tonarten weit ausweicht, im Linienornament aber, ob er es im Großen oder Kleinen verwende, alle organischen Gebilde abweist und sich immer konsequenter auf die geometrischen Formen, die zugleich die tektonischen sind, in strenger Selbstbeschränkung zurückzieht. Blumenformen und menschliche Körperformen stehen nach seiner Logik in keiner Beziehung zur Architektur und dürfen bei ihr also auch nicht schmückend auftreten oder in funktionellen Theilen vorgestellt sein. Der Prototypus des Architektonischen ist für Behrens der Kristall und von ihm nimmt er deshalb auch alle ornamentalen Motive.

Haus Christiansen gehört zu den Künstlern, die in unerschöpflichem Drang und mit großer Unbekümmertheit in Fülle schaffen und hervorbringen, Gutes und Geringes, wie es die Stunde giebt, und die neben der Liebe und Begeisterung auch viele strenge Urtheile über sich ergehen lassen müssen. Peter Behrens ist gegen sich selbst strenger und grüblerischer; sein Schaffen ist überlegter, bedachter. Darum hat auch kein Haus der „Kolonie“ einen so stark persönlichen Charakter wie seins. Das Haus Christiansens wird auf Viele einen phantastischen, vielleicht sogar einen unsoliden Eindruck machen, wenn auch die Schornsteine keineswegs Blumen sind, wie ein boshafter Kritiker gesagt hat. Und dabei ist dieses Haus im Aufbau wie in der Bemalung nicht ohne Anklänge an mancherlei nordische und bäuerische Traditionen. Das von

Behrens ist davon frei. Seine Originalität weckt dennoch kein Unbehagen. Jeder, glaube ich, wird von der Solidität dieser doch recht fremdartigen und neuartigen Pracht gleich gewonnen und in ein Gefühl der Sicherheit versetzt, wenn ihn auch im ersten Augenblick die ägyptische Steifheit der Linien verblüfft haben sollte.

Eine Häuserausstellung ist das darmstädter Unternehmen geworden. Wenigstens in der Hauptsache. Es sind ihrer sechs oder sieben. Außer dem von Behrens sind sie von Olbrich gebaut. Von ihm ist auch das vom Großherzog gestiftete gemeinsame Künstlerhaus mit den sieben großen Werkstätten. Es ist Olbrichs originellste Schöpfung. Hier ist nicht der leiseste Anklang an irgend einen historischen Stil. Aber natürlich erinnert jeder Mensch wieder an einen Menschen und jeder Stil an einen anderen Stil. Und so giebt es denn auch Leute, die vor der Linien- und Flächenbehandlung dieses Bauwerks von ägyptisch-assyrischen Reminiszenzen reden. Sie haben vielleicht nicht Unrecht. Ich kann kein Unglück darin sehen. Alles ist freilich nicht gleich groß an diesem Werk. Manches Kleinliche Ornament möchte man lieber wegwünschen. In dieser Beziehung ist Olbrichs Geschmack nicht immer einwandfrei.

Groß und angemessen wirken die beiden Kolossalgestalten, Mann und Weib, am Eingang des Hauses von dem Bildhauer Habich. Um Kolossalbilder machen zu können, meint Stendhal, braucht der Plastiker ein tiefgründiges Wissen und einen großen und kühnen Charakter: sonst sehen sie aus wie Miniaturen unter einem Vergrößerungsglas. Habich hat diese Klippe zu vermeiden gewußt. Die silhouettenartige Behandlung läßt seine Gestalten noch riesiger erscheinen, als sie sind. Besonders die weibliche Figur ist von hinreißender Wirkung.

Die Ausschmückung der Halle, in der Mitte zwischen den Werkstätten, hat Bürk besorgt. Von ihm sind auch die überlebensgroße Friesen am Eingangsthor der Ausstellung. Bürk ist ein junger Künstler, der in viele Sättel gerecht ist. Einige nennen ihn ein dekoratives Genie ersten Ranges; Andere rühmen die Poesie seiner Landschaften, wieder Andere den Reichtum der Erfindung und die stilisierende Kraft seiner Mustereutwürfe. Als Meister der plastischen Kleinkunst muß Bosselt genannt werden. Er hat in seinem Atelier bronzene Gefäße ausgestellt, die auch den Bewöhntesten noch entzücken.

Genug der Einzelheiten. Gerade in Darmstadt möchte man nicht durch das Einzelne wirken, sondern durch das Ganze. Ueberhaupt möchte das Unternehmen nicht als „Ausstellung“ betrachtet sein. Ein „Dokument deutscher Kunst“ nennt es sich und möchte vor Allem Eins ausdrücklich lehren: Nicht dadurch dokumentiren wir uns als Kulturmenschen, daß wir in unserer Umgebung dem isolirten Kunstwerk einen größeren oder kleineren

Raum gönnen, je nach Neigung oder Mitteln. Das ist nur eine Art beschönigter Barbarei. Kulturmenschen sind wir erst wieder, wenn wir mit tief innerlichstem Bedürfnis unsere Umgebung selber zum einheitlichen Kunstwerk gestalten. In diesem Sinn will die Kolonie Muster ausstellen. In diesem Sinn will sie erzieherisch wirken. Wenn ihr „Dokument“ auch nur ein Versuch bleibt, so kann doch schon dieser Versuch äußerst fruchtbar werden.

Man muß immer und immer wieder betonen, was ein Ding der Menschenhand überhaupt zum Kunstwerk macht. Emil Gallé, der große Zauberer in Schönheit, fragte einmal: Ist es richtig, daß wir von einer Sache, die auf Kunst Anspruch erhebt, mehr verlangen als sorgfältige Ausführung, Festigkeit, Dauerhaftigkeit, volle Bequemlichkeit im Gebrauch und möglichste Zierlichkeit? Daß wir auch eine gewisse Vornehmheit des Materials und seiner Bearbeitung fordern und obendrein verlangen, der innere Bau und der äußere Schmuck solle bis zu einem gewissen Grad einen Sinn aussprechen, auch wenn die Sache nichts weiter vorstellt als einen Stuhl zum Sitzen? Gewiß, lautet die Antwort. Das müssen wir verlangen, auch von einem Stuhl, und noch Einiges mehr, wenn dieser Stuhl ein Meisterwerk und eine Sache der Kunst sein soll, Etwas wie die Blüthe und höchste Kraftäußerung eines persönlichen Könnens, eines mächtigen oder geringen, — Etwas, das Du, Arbeiter, darbringst als Frucht Deiner Hand, als Gedanken Deines Gehirns und das von der Wärme Deines eigenen Herzens, Deines Arbeiterherzens und Menschenherzens, Etwas in sich haben soll. Das müssen wir verlangen, Arbeiter in der Kunst; wir müssen verlangen von Deinem Meisterstück, sei es Tafel, Stuhl oder Geschirr, wenn es zur Kunst gehören will, daß es uns von Dir selbst erzähle, von Dir, der uns so ähnlich ist. Das erfülle; und Der berufen war, Dein Richter zu sein, wird sich als Deinen Bruder fühlen . . .

Es ist erklärlich, daß der Mensch bei feierlichen Gelegenheiten gern große Worte in den Mund nimmt. Ich bin vielleicht selbst in diesen Fehler verfallen. Und manche darmstädter Programme mögen ihn nicht ganz vermieden haben. Aber die dort wirkenden Künstler denken sicher nicht daran, von heute auf morgen uns einen neuen „Stil“ bringen zu wollen. Ein neuer Stil wird, wie eine neue Sprache wird. Aus dem Lateinischen wurde das Italienische und Französische. Niemand wollte Das. Niemand merkte es auch nur. Erst nachdem es längst geworden war, kam das Neue überhaupt zum Bewußtsein. So wird auch jeder Stil immer nur historisch, immer nur rückwärts gesehen.

Mannheim.

Benno Rüttenauer.



## Selbstanzeigen.

**Wedruf an Deutschlands junge Geister.** Schmargendorf-Berlin, Verlag Renaissance. 30 Pfennige.

„Die Geister wachen auf!“ Ich will in die freien, starken Seelen einen Feuerbrand werfen; denn die Kraft des großen Wollens ist erstickt durch Utilitarismus und Mattheitigkeit. Es gilt den Umsturz des Menschens, die Revolution in der inneren Verfassung des Individuums. Aber ich wage mir nicht an, der Entdecker eines neuen geistigen Erbtheiles zu sein. Vor uns liegt das herrliche Testament der Geistesheroen. Das müssen wir vollziehen. Mein „Wedruf“ enthält das volkwirthschaftliche Programm des individualistischen Anarchismus. Auf der Grundlage der die Souverainetät des Individuums bekennenden national-ökonomischen Prinzipien Warrens und Proudhons und durchweht vom Geist der künstlerischen Verebelung der Arbeit im Sinne John Ruskins, giebt mein „Wedruf“ den Umriss einer entsprechenden Wirthschaftsorganisation und eines damit parallel gehenden sozialen Verbandes; doch nicht in utopischer Form, sondern in einer freien, im Einzelnen unverbindlichen Aussprache eines Menschen, der sich sagt, es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wirs nicht dahin zu bringen vermöchten, daß der Staat aufhört und der Mensch beginnt. Zwar ist Das zunächst allein eine Sache des persönlichen Vermögens und des inneren Erlebnisses; aber wir wollen nicht dalben, daß unser königliches Erbtheil uns noch länger vorenthalten wird.

Schmargendorf.

Otto Lehmann-Rußbüldt.

✱  
**Zum Strande der Seligen.** E. Pierson, Dresden 1901.

Avenarius' Dichtung „Lebe!“ gab mir die Anregung, eine mit Geschick eingeführte, doch bald in Vergessenheit gerathene neue Kunstform wieder aufzunehmen. Avenarius bezeichnet sich im Vorwort seiner Dichtung als den Urheber der neuen Form und verlangt für die Lösung seines Problems „die überzeugende Darstellung einer Charakterentwicklung mit lyrischen Kunstmitteln“. Otto von Leizner nimmt, wie ich von ihm jetzt erfahre, die Priorität für sich in Anspruch, gestützt auf seine 1886 erschienene Dichtung „Dämmerungen“; aber ich glaube, er ist auf halbem Wege stehen geblieben. Wie Dem auch sei: ich glaube, auch die von Avenarius gesteckten Grenzen sind zu eng. Warum nur Charakterentwicklung? Ich verlange in meinem Vorwort für die große lyrische Form „die Darstellung seelischer Zustände unter Einwirkung eines Gefühles in allen seinen Stadien und Phasen . . .“ Vielleicht führt der erweiterte Spielraum der neuen Form neue Freunde zu. Philister und Pfaffen, die meine Dichtung zu einem höllischen Tendenzwerk stempelten, sind im Arthum. Der Stoff war mir nicht Hauptsache. Ewige Schönheit sollte mit mir gehen durch das weite heilige Reich lyrischer Kunst. Sonst wollte ich nichts.

Zürich.

Emil Hellenberg.

✱  
**Gerhart Hauptmann.** Ein kurzer Ueberblick über Leben und Werke. Hugo Schildberge & Verlag, Berlin 1901.

Ich habe versucht, Gerhart Hauptmann besonders dem Volke näher zu

bringen. Bei der Besprechung der sämtlichen Werke, die uns dieser Poet bisher geschenkt hat, wurde die Entwicklung vom jugendlichen Pyxifer bis zum Wegweiser des modernen deutschen Naturalismus aufgezeigt. Die Dramen aus dem Leben genialer Künstler und biederer schlesischer Bauern, die Komödien schürftiger Verschlagenheit und naiver Genussucht werden in kurzer Form besprochen und erläutert. Auch die novellistischen Studien erwähne ich natürlich; insbesondere wird die Mittheilung eines Romanfragmentes eine den Freunden des Dichters interessante und willkommene Gabe sein. Auch sind Stellen aus dem Prometheuslos, ferner einige Gedichte, die ich da und dort in Zeitschriften fand, so weit es der Raum gestattete, abgedruckt worden.

Max Kirchslein.

**Avalun.** Blätter für neue deutsche Lyrik: Wortkunst. Herausgegeben von Richard Scheid im Selbstverlag zu München. Abonnement halbjährlich: 5, Einzelhefte: 1,50 Mark.

Die neuen Blätter sind bestimmt, dem gebildeten Freunde der neuen deutschen Wortdichtung die Uebersicht zu vermitteln, die er sich bisher nur durch mühseliges Lesen vieler Zeitschriften erwerben konnte. Die Zahl der jährlich und an einer bestimmten Stelle wiederkehrenden Mitarbeiter des ersten Jahres ist vierundzwanzig. Sie wird von Jahr zu Jahr vermehrt und so eine Encyclopädie der Berufsleute, eine lebendige Geschichte der neuen deutschen Lyrik geschaffen werden. Auf dem neutralen Boden dieser Blätter kann der Einzelne unbehelligt das Bild seiner künstlerischen Persönlichkeit aufbauen; so sind sie für ihn ein jährlich wiederkehrender Spiegel der Entwicklung. Die kurzgefaßten biographischen und bibliographischen Notizen stellen die Verbindung mit der Außenwelt her. In der Beilage empfehle ich vorzüglich solche Werke, die geeignet sind, uns auf dem Wege zu einer neuen künstlerischen Kultur Stöße und Ziele zu geben. Jedes Heft ist mit Steinzeichnungen oder mehrfarbigen Originalholzschnitten verschiedener Künstler geschmückt.

München.

Richard Scheid.

**Briefwechsel zwischen Ernst Haeckel und Friedrich von Hellwald.** Mit Vorwort von Ernst Haeckel. Ulm, Verlagskonto. 1901.

Hellwald ist der Verfasser der bekannten „Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung“, die als einer der ersten bewußten Versuche anzusehen ist, die Lehre Darwins auf die menschliche Geschichte anzuwenden. Haeckel bezeichnete das Werk als bahnbrechend und freute sich seines bedeutamen Erfolges im Interesse der von ihm vertretenen Welt- und Lebensanschauung; aber der Briefwechsel zeigt, daß er im Lauf der Jahre von der Ueberschätzung dieses Erfolges immer mehr abkam und sich über die Zukunft seines Glaubens keinen übertriebenen Hoffnungen hingab. Darin, daß der Briefwechsel diese immer stärker werdende Skepsis in Bezug auf die Ausbreitungsfähigkeit der Entwicklungslehre zum Ausdruck bringt, liegt, abgesehen vom Persönlichen, sein Hauptwerth.

Ulm.

Heinrich Geier.

## Schuckert.

Die Generalversammlung der Elektrizität-Aktiengesellschaft vormalig Schuckert & Co. in Nürnberg hat bereits stattgefunden. Aber es ist nicht meine Schuld, daß die nachstehende Kritik etwas post festum in die Hände der Leser gelangt. Denn die Direktion hat den Bericht über das abgelaufene Jahr zwar an dem statutengemäß festgesetzten Termin in ihrem nürnbergischen Geschäftsburcau ausgelegt, aber gedruckt ist er den Interessenten erst am neunten Juli zugegangen, obwohl die Generalversammlung längst für den dreizehnten Juli anberaumt war. Es ist eine alte Lehre, die sich auch diesmal wieder als richtig erwiesen hat, daß das Sprichwort „Was lange währet, wird gut“ auf Aktiengesellschaften nicht zutrifft. Man kann Hundert gegen Eins wetten, daß eine Gesellschaft mit einem Geschäftsbericht, der auf sich warten läßt, keinen „Staat“ machen kann. Die Aktiengesellschaften verhalten sich im Allgemeinen nicht anders, als die Schulkinder: sind die Censuren gut, so können die Kleinen nicht schnell genug die Treppe hinaufstürmen, um von ihren Triumphen zu berichten; sind sie schlecht, so schieben sie den Termin des Geständnisses möglichst weit hinaus. Schuckert hatte alle Ursache, zu warten. Man war freilich auf kein besonders schönes Resultat gefaßt, da man wußte, daß der große Besitz an Aktien der Kontinentalen Gesellschaft für elektrische Industrie dividendenlos blieb, und auch darüber längst klar war, daß das vergangene Jahr gerade für die elektrische Industrie in jeder Beziehung schlecht abschloß. Man gab sich also kaum Illusionen hin. Eine solche Misere aber, wie sie die vorliegende Bilanz offenbart, hatte man denn doch nicht erwartet. Schon das Gewinn- und Verlustkonto ergibt im Vergleich zum vorigen Jahr ein durchaus trübes Bild. Die Abschreibungen sind — wenn auch nicht wesentlich — geringer als im Vorjahr und der Reingewinn zeigt gegenüber dem vorjährigen einen Ausfall von etwa drei Millionen Mark. Dieser Ausfall ist fast gänzlich durch die fehlende Dividende der Kontinentalen Gesellschaft verursacht, während der eigentliche Fabrikationsertrag sich nur wenig niedriger stellt als im Vorjahr. Das Fabrikationsgeschäft der Firma genießt einen Weltruf. Der 1895 verstorbene Schuckert, der sich aus kleinsten Anfängen emporgearbeitet hatte, galt als genialer Techniker; aber auch die jetzigen Leiter des Unternehmens galten als für alles Technische ungemein befähigte Leute. Das zeigen auch deutlich die angeführten Ziffern; denn es ist immerhin hoch zu veranschlagen, daß es der Gesellschaft gelungen ist, im vergangenen Jahre einen doch noch recht stattlichen Fabrikationsertrag zu erzielen. Das Gewinn- und Verlustkonto weist aber bereits durch den Dualismus zwischen Fabrikationsertrag und Finanzverlust darauf hin, daß die strahlende Sonne schuckertischer Technik durch die tiefen Schatten schuckertischer Finanzpolitik leicht verdunkelt werden kann.

Die Bilanz bietet ein trostloses Bild. Sie zeigt auf das Deutlichste, wohin die hier schon oft charakterisirte moderne Gründungsmethode schließlich führen muß. Unser Auge erkennt in den Ziffern dieser Bilanz bald die selben verschlungenen Pfade wie bei den Hypothekenbanken, die selbe Rednerei von einer Tafel in die andere wie bei der Trebergesellschaft. Ich beileide mich allerdings,

sofort hinzuzufügen, daß wir es hier, nach meiner festen Ueberzeugung, mit ehrlich aufgestellten Ziffern zu thun haben und daß die Leiter der Schuldert-Gesellschaft natürlich mit den Herren Sanden, Schmidt, Gyner und Genossen nicht in einem Athem zu nennen sind. Das, was bei den Hypothekendarlehen und der Treber-Gesellschaft durch die Vertuschungsjucht der Thoren und Schwindler künstlich ins Leben gerufen wurde, ist bei Schuldert organisch aus den Verhältnissen herausgewachsen, die der gesammten elektrischen Industrie als Basis dienen. Alle unsere elektrischen Gesellschaften sind ja gar nicht mehr eigentliche Fabrikations-Unternehmungen. Die Pflege des Straßenbahnbauwes, die Errichtung elektrischer Centralen für Rechnung kommunaler Körperschaften spielen eine große Rolle. Da giebt es wenig baares Geld; meist muß auf Dampf gearbeitet werden. Wer am längsten borgte, bekam den Auftrag. Auf diesem Wege sind fast alle Elektrizitätsgesellschaften zu Finanzgesellschaften großen Stils geworden. Sie waren so gezwungen, Tochtergesellschaften zu gründen, die die einzelnen Bahnen, Centralen und Aehnliches für eigene Rechnung übernehmen. Dadurch aber entstand gleichzeitig die Gefahr, sich an fiktiven Buchwerthen reich zu rechnen und dabei in den Jahren des Rückganges an allen möglichen Ecken und Enden an Verlusten theilhaftig zu sein. Dazu kommt natürlich noch, daß diese vielen Tochterunternehmungen nicht immer hochsein konnten. Die riesige Konkurrenz hat nicht nur die Preise gedrückt: sie hat auch veranlaßt, daß die Gesellschaften oft nicht ganz einwandfreien Kommunen und ähnlichen Körperschaften Geld zu bequemen Bedingungen liehen. Gerade die elektrischen Unternehmungen haben darum ja auch reichlich von der Gunst Gebrauch gemacht, die das Publikum den industriellen Obligationen zuwandte. Dadurch waren sie in der Lage, sich selbst sehr billig Geld zu verschaffen.

Die Kontrahierung von Obligationenschulden war auch den Aktionären sehr angenehm, da ihre Dividenden verhältnißmäßig wenig geschmäflert wurden. Aber gerade in schlechten Zeiten wird sich die Gefahr größerer Obligationenschulden herausstellen; denn eine Gesellschaft, die frei von Obligationenschulden ist, kann sich stets dadurch saniren, daß sie einige Jahre hindurch keine Dividenden bezahlt. In dem Moment aber, wo eine Gesellschaft ihre Obligationäre nicht mehr befriedigen kann, ist sie gezwungen, ihre Zahlung einzustellen. Die Obligationenschulden sind ja zum großen Theil aus den Buchschulden der theilhaftigen Banken hervorgegangen. Der Buchschuld gegenüber bietet die Obligationenschuld zwar einen wesentlichen Vortheil: die Buchschuld kann schließlich zu jeder Zeit gekündigt werden, während die Obligationen nach feststehenden Bestimmungen ratenweise getilgt werden. Doch bietet die Buchschuld dagegen wiederum den Vortheil, daß man auch die Zinsen durch Buchung begleichen kann, während die Obligationäre ihre Zinsen in baarem Gelde erhalten. Nun weist Schulderts Bilanz bei einem Aktienkapital von 42 Millionen und einem Reservefonds von 16 Millionen, eine Obligationenschuld von 15 Millionen auf. 15 Millionen davon sind erst im letzten Geschäftsjahr aufgenommen worden. Damit sind aber die Schulden der Gesellschaft noch nicht erledigt. Abgesehen von etwa 2 Millionen Hypotheken, die auf den Grundstücken lasten, finden wir unter 28 Millionen Kreditoren auch noch 5 Millionen Bankiersschulden. Allerdings soll nicht verschwiegen werden, daß das sogenannte Rückstellungskonto sich von 3 auf 5 Millionen Mark erhöht hat. Aber der Schuldenlast steht an Baarmitteln so gut wie gar nichts gegen-



über. Ein Wechselkonto von etwa  $1\frac{1}{4}$  Millionen und 252000 Mark Kassa —: Das ist Alles, was in Betracht kommt. Es ist sicher, daß die Schudert-Gesellschaft zur Zahlung einer zehnpromzentigen Dividende und vermuthlich auch zur Zahlung eines Theiles der Obligationenschuld schon wieder eine neue Anleihe aufnehmen muß. Betrachten wir nun aber einmal diesem Thatfachenbestand gegenüber den Theil der Bilanz, der die immobilisirten Konti enthält, so zeigt sich sofort, wie festgefahren die Gesellschaft ist. Der Grundbesitz, die Maschinen, das Laboratorium und die Werkzeuge stehen zusammen mit ungefähr 19 Millionen Mark zu Buch, mit einer Summe also, die den Reservefonds überschreitet. Rohmaterialien und Fabrikate sind mit 23 Millionen aufgeführt und die elektrischen Centralen in eigener Verwaltung mit  $5\frac{1}{4}$  Millionen eingestellt. Nun kann man bei diesen zuletzt angeführten Konten wohl annehmen, daß darin erhebliche stille Reserven liegen, daß der Liquidationwerth dieser Dinge — mit Ausnahme des Laboratoriums und der Maschinen — ein beträchtlich höherer sei als der Buchwerth. Das ist aber bei dem Effektenkonto ganz und gar nicht anzunehmen, das mit 32 Millionen zu Buch steht. Nach den Daten des Geschäftsberichtes sind von den Effekten etwa 1,7 Millionen Mark sofort realisirbare Werthe; dann folgen Aktien der hamburgischen Elektrizitätswerke, der juidauer Elektrizität- und Straßenbahngesellschaft, der mannheimer Straßenbahn, einer schwedischen Gesellschaft, der Elektrizitätswerke Steyer, eines norwegischen Werkes, der Compagnie Viennoise d'Electricité in Wien, des Elektrizitätswerkes Louza, der Straßenbahn Sault

1. w. Bei diesen unter-  
 ige; dagegen finden wir  
 igitätsgesellschaft mit fast  
 ist Schudert mit Coupons  
 diese Gesellschaften werth  
 n. Anders sieht es mit der  
 en der Kontinentalen Ge-  
 Sapiereu besitzt Schudert  
 2 Prozent zu Buch steht.  
 Seitdem sind die Aktien  
 der Börse eine Bewertung  
 h. Dieser Aktienbesitz ist  
 der letzten Bilanz zu be-  
 geringeren Ertrag dieses  
 verschlechterung der Bilanz  
 jahres standen die Aktien  
 ert-Gesellschaft eine recht  
 11 Millionen Mark ist diesmal  
 in Betracht. Wenn man  
 se Aktien von der Börse  
 e, so ist schon jetzt allein  
 in Kursverlust von  $4\frac{1}{2}$   
 tlich schon heute vorhan-  
 2,2 Millionen an Dividen-  
 dung. Deshalb wäre weder

Störny, der böhmischer Pferdeeisendahngeellschaft u.  
 nehmungen handelt es sich durchweg um kleinere Beträge  
 auf dem Effektenkonto die Aktien der böhmischen Elektr  
 4 Millionen Mark und die Aktien der russischen Gesellschaft  
 in Petersburg mit etwa  $2\frac{1}{4}$  Millionen Mark. Was  
 sind, vermag der außen Stehende überhaupt nicht zu taxire  
 pideo de résistance des Effektenbestandes aus; den Akti  
 gesellschaft für elektrische Unternehmungen. Von diesen  
 einen Nominalbetrag von 2882000 Mark, der mit 66  
 Der Börsenkurs dieser Aktien war zuletzt 74 Prozent.  
 aber nicht wieder notirt worden. Ob augenblicklich auf de  
 zu mehr als 50 Prozent erfolgen würde, erscheint fraglic  
 in mehr als einer Hinsicht als dunkler Punkt der schu  
 trachten. Seine Dividendenlosigkeit ist schuld an dem  
 Jahres. Gerade diese Aktien haben zu der inneren Be  
 Schuderts beigetragen. Denn um die selbe Zeit des Vor  
 etwa 102. Sie sicherten also in der Stille der Schud  
 bildische Reserve. Diese Reserve in Höhe von etwa 8 Mi  
 nicht mehr vorhanden. Noch ein dritter Punkt kommt i  
 nämlich selbst so optimistisch ist, anzunehmen, daß die  
 augenblicklich mit 60 Prozent bewerthet werden könnten  
 aus den kontinentalen Aktien für das nächste Jahr o  
 Millionen zu prognostizieren. Dieser Kursverlust ist eige  
 den, in einem Moment also, wo die Schudert-Gesellschaft  
 den und 900000 Mark an Lantiemen auszusütten vorick

die Vertheilung der Tantieme noch der Dividende zu billigen. Wenn man bei der Aufstellung der Bilanz nach soliden Grundsätzen handelte, mußte man den ganzen Gewinn in Reserve stellen. Der Aufsichtsrath hatte denn auch einstimmig beschlossen, eine geringere Tantieme zu zahlen, als der Geschäftsbericht vorgeschlagen hatte, und von der Vertheilung einer Dividende — in Aussicht genommen waren bekanntlich zehn Prozent — diesmal ganz Abstand zu nehmen.

Was den inneren Werth der Kontinentalen Gesellschaft betrifft, so entzieht er sich natürlich auch wieder einer genauen Beurtheilung; jedenfalls aber erbt sich in dieser Tochtergesellschaft das Prinzip der Tochtergründungen wieder traurig fort. Sie besitzt unter Anderem einen sehr großen Posten Aktien der Elektra-Gesellschaft in Dresden. Diese Gesellschaft hat für das vorige Jahr allerdings noch 3 Prozent Dividende vertheilt. Ob Das aber bei den sächsischen Verhältnissen auch noch für das nächste Jahr möglich sein wird, erscheint zweifelhaft, denn auch die Elektra ist wieder die besorgte Mutter einer ganzen Reihe von Tochtergesellschaften. Der Fluch des modernen, auf allen möglichen Schiebungen beruhenden Gründungsprinzips zeigt sich bei der Schudert-Gesellschaft in furchtbarester Weise; mit dem Effektenbesitz sind nämlich die intimen Beziehungen Schuderts zu den Tochtergründungen noch gar nicht erschöpft. Die Gesellschaft weist auch ein Debitorenkonto von 45 Millionen auf, das also das Aktienkapital noch bedeutend übersteigt. In diesem Debitorenkonto, das im vorigen Jahr noch um 12 Millionen niedriger war, stecken irgendwo doch sicherlich allerlei Forderungen an Tochtergesellschaften; wenn man nun noch in Betracht zieht, daß neben Alledem auch noch ein Konjunktialkonto von 8 $\frac{1}{2}$  Millionen besteht, so hat man es bei Schudert mit einem solchen Nattenkönig von Tochter-, Enkel-, Mutter- und Schwestergesellschaften zu thun, daß Einem dagegen sogar die „unerhörte“ Verquickung bei den Hypothekenbanken, über die man noch vor Kurzem so wundervoll empört war, als ein harmloses Kinderspiel erscheint.

In der Stunde, wo ich diese Zeilen schreibe, ist mir der Ausfall der Generalversammlung noch nicht bekannt; aber selbst wenn es einer Mehrheit von Aktionären in Nürnberg gelingen sollte, der Direktion ein Vertrauensvotum auszustellen, so kann man ihr in ihrem eigenen Interesse doch nur wünschen, daß sie den gut gemeinten Rathschlägen nachgibt, die ihr empfehlen, ihre Geschäftsprinzipien schleunigst einer Revision zu unterziehen. Die Schudert-Gesellschaft kann es so nicht weiter treiben und ich möchte besonders den mit Schudert in Verbindung stehenden Banken, unter denen die Kommerz- und Diskontobank und die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank die angesehensten sind, dringend rathen, auf eine Revision dieser Prinzipien hinzuwirken. Sonst wird die Verbindung mit Schudert ein theures Vergnügen. Denn der würnberger Karren ist so festgefahren, daß er nur mit äußerster Anstrengung wieder flott gemacht werden kann. Die Firma Schudert darf auf Jahre hinaus nur noch unter steter Anwendung der Bremse fahren.

\*     \*     \*

Den ersten Griff nach der Bremse haben die Aktionäre schon verspürt. Die Direktion der Schudert-Gesellschaft hat selbst eingesehen, daß sie in diesem Jahr keine Dividende vertheilen kann, und sie hat der Generalversammlung vor-

geschlagen, auf dieses Vergnügen zu verzichten. Auch wurde die Ziffer der Lantienen für diesmal auf ungefähr 700 000 Mark herabgesetzt. Beide Beschlüsse aber wurden nicht etwa aus Vorsicht, sondern im Drange der bittersten Noth gefaßt. In der von Aufsichtsrath und Direktion gemeinsam veröffentlichten Erklärung wird nur gesagt, man sei durch den Zusammenbruch der Leipziger Bank genöthigt worden, eine Schuld von 4 Millionen für die Erwerbung des böhmischen Elektrizitätswerkes gleich zu bezahlen, obwohl diese Millionen nach dem Vertrag erst in zwei Jahren fällig gewesen wären. Weshalb sie nun früher fällig sind? Darüber steht kein Sterbenswörtchen in dem Bericht. Die Frankfurter Zeitung aber weiß zu melden, die Schuldert-Gesellschaft habe der Leipziger Bank Wechseltaktacepte gegeben, die jetzt natürlich sofort einzulösen sind. Oben so natürlich aber ist, daß eine sichere Mehrheit guter Freunde der Direktion in der Generalversammlung das unerschütterte Vertrauen votirt hat. Ich hoffe, die leitenden Herren sind klug genug, um einzusehen, daß ihnen mit solchen rein dekorativen Wirkungen nicht lange genügt werden kann und daß dem ersten schüchternen Versuch, den nürnbergischen elektrischen Wagen zu bremsen, eine Periode dauernder und bewußter Mäßigung folgen muß.

Plutus.

Herr Henry van de Velde bittet um Aufnahme der folgenden Erklärung, die sich auf den im vorigen Heft gedruckten Brief des Herrn Professors Edmann bezieht:

„Ich habe Herrn Professor Otto Edmann aufgefordert, auch nur ein einziges meiner Möbel mit jenem Konstruktionselement zu produziren oder zu reproduziren, das er erfand, um mich blozustellen. Ich habe ihn aufgefordert, es unter meinen sämmtlichen Arbeiten zu suchen; er aber hat das Gebiet willkürlich beschränkt, indem er auf die Einrichtungen von Keller & Meiner und Cassirer hinwies. Hat er wirklich, wie er behauptet, diese Wahl getroffen, weil das Publikum sich leicht an die genannten Orte begeben könnte, oder in der Absicht, es auf die paar Risse im Holz hinzuweisen? Das wird Jeder nach den Gefühlen entscheiden, die er der Kritik des Herrn Edmann unterzieht. Was mich betrifft, so will ich ihm die denkbar besten einzäumen: dann aber bin ich gezwungen, seine technische Unwissenheit zu konstatiren, die ihn Konstruktionsfehlern zur Last legen ließ, was nur die Folge davon ist, daß ich aus Handwerker-gewissenhaftigkeit überall da massives Holz verwendet habe, wo Herr Edmann oder seine Arbeiter zu journeuren pflegen, also auch bei Fugen und Gelenken. Ich halte deshalb meine Aufforderung aufrecht, erkläre aber die Diskussion hier, wo der biblische Beweis unendlich ist, für geschlossen. Durch Worte allein werden wir Beide keinen Menschen überzeugen, weder Herr Edmann noch ich. Aber was Herrn Edmann in der „Zukunft“ unendlich ist, kann er überall thun, wo er die mir zur Last gelegte, aber von ihm selbst erfundene Konstruktion in effigie denjenigen meiner Arbeiten zur Seite stellen kann, die er bei seinen Anschuldigungen im Auge hatte. Diesen dokumentarischen Beweis erwarte ich also und werde Herrn Edmann, wenn er ihn vergessen sollte, erinnern, daß er ihn dem Publikum schuldig ist.

Grünheide (Mark).

Henry van de Velde.“



## Reisebücher und Gasthöfe.

Wie gewisse niedrigste Lebewesen, vermehren sich die fein organisierten Bädeler'schen Reisebücher durch Spaltung. Norddeutschland spaltete sich in Nordost- und Nordwestdeutschland, Nordfrankreich in Nordost- und Nordwestfrankreich, Südfrankreich in Südwest- und Südostfrankreich. Dabei schieden die beiden Hauptstädte ganz oder theilweise aus dem Buchverband aus: es giebt einen Bädeler für Paris und Berlin, wie es einen für London giebt. Wie oft wird sich in fünfzig Jahren der Bädeler für Nordamerika gespalten haben! Wer dann in zwei Tagen im Luftballon über den Ocean fliegt, wird eine ganze Bibliothek einpacken müssen. Aber ein anderer Moritz Wähler wird für jene künftigen Tage einen besonders bequemen Reisebuchhalter erfunden haben: den Bädeler- oder Meyer-Koffer.

In einem einzigen Fall haben wir eine Verletzung des Naturgesetzes, eine Zusammenziehung, erlebt: nämlich damals, als Bädeler's „Italien in einem Bande“ erschien. Die Erklärung dieser auffallenden Thatsache? Wer heute Etwas erklären will, muß hauchbüchse Gründe vorbringen, am Liebsten wirtschaftlicher und sozialer Natur, zum Beispiel: die „Konkurrenz“. Dann nennen wir Etwas, das Jedermann gesehen, gefühlt, gehört, empfunden hat; und wir befinden uns obendrein auf dem richtigen Wege. Denn wirklich hatte Well-Zels im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts sein „Italien in sechzig Tagen“ aus einem wirtschaftlichen Grunde erscheinen lassen. Der moderne Verkehr erzeugte die sechzig-tägigen Rundreisekarten und die sechzig-tägigen Rundreisekarten erzeugten „Italien in sechzig Tagen“: woraus man sieht, eine wie große Entdeckung die materialistische Geschichtsphilosophie ist. Leider kann sie uns noch immer nicht erklären, wie die wirtschaftlichen Verhältnisse gerade diesen Well-Zels erzeugten, der den Gedanken hatte und diesen Gedanken überaus geistreich in zwei Bändchen verkörperte. Aber selbstverständlich hatte auch Bädeler einen Gedanken, als er ein ähnliches Werk unter dem Titel „Italien in einem Bande“ auf den Markt warf, womit er aber den vertrauenden Käufer irreführte. Denn er stellt uns nicht etwa ganz Italien vor: er begleitet uns nur bis Pästum und überläßt uns dann unseren Schicksalen. Ganz das Selbe thut freilich Well-Zels auch, aber es ist etwas Anderes, ob nur so viel gegeben wird, wie sich in zwei Monaten sehen läßt, oder ob ganz Italien in einem Bande angeboten wird.

Wer erzeugte den wirtschaftlichen Verkehr, der die sechzig-tägigen Rundreisekarten zeugte? Ohne Zweifel die Menschen, die seiner bedurften. Mit der Zunahme des Reichthums und der Bevölkerung haben sich Schichten gebildet, die nach Italien fahren, wie sie ins Seebad oder nach Monte Carlo reisen: jene Klasse von Reisenden, die „dageswesen“ sein wollen, die auf einmal, hastig, ohne tieferes Eindringen, manchmal sogar ohne die oberflächlichste Vorbereitung Italien in Augenschein nehmen. Der Pessimist, der noch den letzten Abendglanz der Sonne Goethes, Hegels, Schellings, Schleiermachers gesehen hat, behauptet fest und bitter: die ältere Generation sei tiefer, idealer gewesen, sei zwei-, drei-, viermal, manchmal unter Entbehrungen, über die Alpen gestiegen, bis sie Alles erkundet und sich mit edelster Schönheit und weitestem geschichtlichen Sinn erfüllt hatte. Aber die Erfahrung spricht gegen ihn. Unter der älteren Generation klassisch gebildeter, gelehrter Männer findet man eben so viele gegen die Kunst

stumpfe Leute wie unter der jüngeren begeisterte Jünglinge, die den Vätern nichts an Idealität und Tiefe nachgeben. Weder Gsell-Fels noch Bädeler haben diese Lage der Dinge klar erkannt. Beide setzen Leser voraus, die die Absicht haben, in sechzig Tagen Alles zu sehen, was sich sehen läßt. Es giebt thatsächlich solche Märtyrer, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend unterwegs sind, die irgendwo ein Frühstück einnehmen, rasch ihr Diner verschlingen, sich für den folgenden Tag vorbereiten, die schon am Nachmittag sich nicht mehr klar darauf besinnen können, was sie am Morgen gesehen haben, und nach sieben bis acht Wochen der Erholung in einem Zustande hochgradiger Erholungsbedürftigkeit nach Hause zurückkehren. Aber es fehlt nicht an Anderen, die die Kirchen „überschlagen“ oder nur Das sehen, was Bädeler mit zwei Sternen bezeichnet hat. Meyer ist ihnen selbstverständlich zu gründlich; aber auch der praktischere Bädeler bietet noch zu viel. In Rom kommt man ihren Bedürfnissen entgegen; da giebt es Führer, die Rom in acht Tagen durchstreifen. Sie beschränken sich auf das Wichtigste, das Schönste, was auch einen noch unentwickelten Sinn erfreut und ohne Schaden an Gesundheit und Lebensfreude gesehen werden kann.

Wollte ein künftiger Reisebeschreiber nur das historisch Bedeutendste, das künstlerisch Vollendeteste, das landschaftlich Schönste vermerken, dann würde sich der Sinn für Kunst und geschichtliches Werden erschließen und die großen Opfer an Zeit und Geld, die von uns Deutschen Italien gebracht werden, würden belohnt werden, während man jetzt in sehr vielen Fällen zweifeln darf, ob nicht ein Aufenthalt im Gebirge oder an der See den Leuten weit bekömmlicher wäre. Ein solches Buch könnte dann auch ganz Italien umfassen; es wäre ein Gegenstück zu dem amerikanischen Werkchen *Europas in one volume*, von dem mein Freund Arthur Mac Twang behauptet, er könne es bequem in dem Bilettschäcken seines Bratenrockes unterbringen. Freilich: Arthur kolorirt gern.

An einem Beispiel soll mein Vorschlag verdeutlicht werden. Auf den Wegen von Florenz nach Rom liegen vier den Kunst- und Naturfreunden wohlbekannte Städte: Perugia, Assisi, Siena, Orvieto. Perugia und Assisi sind von der schönsten mittelitalienischen Landschaft umgeben; die Wirkungsstätte Peruginos giebt Aufschluß über eine Seite des raffaelischen Geistes, Assisi lódt als der Geburtsort der modernen italienischen Freskomalerei. Siena und Orvieto sind im Besitz einer herrlichen gothischen Domkirche. Siena ist für Duccio, Pinturicchio, Sodoma, Orvieto für Signorelli bemerkenswerth. Den Sechszigjährigen würde ich nur den Besuch Sienas anrathen. Denn Perugia und den von ihm ausgehenden Einfluß kann man genügend in den Gemädegalerien von Florenz, insbesondere in der *Accademia delle Belle Arti*, den Stil Giotto's und seiner Schüler in Santa Croce und Santa Maria Novella verstehen lernen; wer die Dome von Florenz und Siena kennt, ist durch den in Orvieto leicht enttäuscht. Und selbst in Siena sollte er nicht Alles sehen. Aber geleite ihn hinauf in den Dom, zu den Fresken der Bibliothek mit ihren blühenden, leuchtenden Farben, dann hinauf in das Rathhaus, endlich, an einigen Palazzi vorbei, auf die Aussichtspunkte der alten mediceischen Festung, wo sich ein entzückender Blick in eine fremdartige Landschaft bietet. Dort empfängt er unverlierbare Eindrücke. Ein Reisebuch, wie ich es mir wünsche, sollte folglich auch nur gründlichere Ausführungen über Siena, aber kurze Notizen über andere Städte bringen,

mit Hinweisen auf größere Werke. Wer die anderen Städte zu sehen wünscht, müßte sich ausführlichere Reisebücher zu verschaffen suchen.

Ehe ich in meinen Klagen und Anklagen fortfahre, muß ich zur Vermeidung von Mißverständnissen bemerken, daß die Behauptung, Selen würde

erommen als der Jesu-  
reisenden nach der Schweiz  
urin, Mailand, Verona,  
iger aber auf das glück-  
Norditalien in gedieheren  
ff auf eines der Hund-  
e in der deutschen Bour-  
esehen, wenn Braut und  
Nizza vom Staub um-  
illt worden sind, wenn  
ren haben, nicht im mai-  
talienische Kunst bewun-  
kraut ein deutsches Bier-  
Ballanza oder Bellaggio  
heiligen päpstlichen Thier-  
den?

hium voraus, das aus  
ordert. Er will sich et-  
das Buch von Dingen, die  
genaue, ja sogar falsche  
antafithätigkeit auf das  
leicht, wenn den Städte-  
ngen, die wie Nötigen-  
Buches ein vorläufiges  
er Hervorhebung all der  
zeit zu sehen empfiehlt.  
ebt. Und darauf kommt  
as Sehenswerthe und die  
Fesen des Buches keine  
eidsichte Kölns zum Bei-  
darauf aufmerksam, daß  
rste der kölnischen Maler-  
cht bekommen. Die sehr  
schickt, würde der Reisende  
wäre es sehr wünschens-  
ungen über auch in dem  
zum Beispiel über den  
ntweid, durch — meinet-  
tes unterstützen.

tigen Dingen beschäftigt;  
gen sie sehr zum Genuß  
vakterisieren wollten, daß

ein „Mützenzelt“ im „Korvege“ oder am „Keeve“ nether  
Italiens, sich selbstverständlich nicht bezieht auf jene R-  
oder Tirol, die einige Städte Norditaliens, wie etwa  
Benedig, in ihr Programm aufnehmen; noch viel wen-  
liche Reisevorklässe, das im Frühling und Herbst auf  
Massen niederzuschweben pflegt. Es wäre ein Angri-  
mente unserer heutigen Weltordnung. Denn ist eine G-  
geoffte, vorzugsweise Süddeutschlands, als bindend ang-  
Bräutigam nicht auf der Promenade des Anglais in  
wirbelt und vom Geschrei der Zeitungverkäufer umbr-  
sie nicht in Monte Carlo einige Fünfsfrankenthaler verlo-  
länder Dom, diesem so unitalienischen Bauwerk, die i-  
dert und in der Glashalle nebenan zu deutschem Sauer-  
konzert genossen haben? Wenn sie nicht eines Morgens in  
erwachen und nicht einige Täubchen — diese der Venus-  
chen — auf dem Markusplatz in Benedig geflütert hal-

Unsere Reisebücher setzen ein mühseliges Stu-  
zwei Gründen die Erbitterung des Reisenden heraus-  
holen, — und nun soll er studiren. Und dann handelt  
er später sehen soll und die oft durch ungenügende, u-  
Beschreibungen vorgestellt werden, so daß seine Ph-  
Schmerzlichte angestrengt wird. Allein die Abhilfe wäre  
oder Gebirgsbeschreibungen kurze Uebersichten voranz-  
strahlen in die dichten Seiten- und Bogenmassen des  
Licht würfen. Einen Anfang besitzen wir schon in d-  
Sehenswürdigkeiten, die Bädeler bei beschränkter J-  
Aber er sagt uns leider nicht, weshalb er sie hervorh-  
es an. Wir wollen eine vorläufige Aufklärung über d-  
Gründe, weshalb es sehenswerth ist; dann macht das  
Schwierigkeiten mehr. Eine flüchtige Notiz über die G-  
spiel macht den oberflächlichsten Fünfundvierzigstägigen  
dort in erster Linie die romanischen Kirchen und die We-  
schulen sehenswerth sind, die die Reisten nicht zu Gesi-  
gute Einleitung, die Bädeler der Abtheilung Rom voraus-  
noch besser finden, wenn sie ausführlicher wäre. Auch  
werth, daß ein Reisebuch, das kunsthistorische Erläuter-  
Heimathlande des Reisenden vorhandene Formen giebt  
romanischen und gothischen Baustil in England und Fre-  
wegen grobe — Abbildungen das Verständnis des Teg-

Vielleicht haben wir uns schon zu lange mit geist-  
wenden wir uns den materiellen zu. Unzweifelhaft tra-  
der geistigen bei. Wenn die Bücher die Gasthöfe so ha-

sich der Reisende schon vorher ein zutreffendes Bild von ihnen machen könnte, so würde nicht nur sein Behagen steigen, sondern er würde auch die Zeit gewinnen, die beim Suchen einer passenden Unterkunft so häufig verloren geht. Einige viel besuchte Städte sollen zur Veranschaulichung als Exempel dienen. In Florenz sind im letzten Jahrzehnt zwei neue Gasthöfe entstanden, die, als Hotels gebaut, mit allen neueren Einrichtungen ausgestattet, verhältnismäßig ruhig im Mittelpunkt der Stadt liegen: Helvetia und Savoy. Bädeler nennt sie, aber das Allerwichtigste, was für Viele entscheidend wäre, wenn sie es wüßten, sagt er nicht. Die Aufzählung der Gasthöfe Neapels beginnt er in der letzten Auflage folgendermaßen: „Am Corso Vittorio Emanuele . . . in gesunder Lage, mit prachtvoller Aussicht: \*Hôtel Bristol . . . deutsche und schweizerische Bedienung, große Zimmer . . . \*Parkers Hôtel . . . daneben \*Macphersons H. and P. Britannique . . . von Engländern und Amerikanern bevorzugt.“ Ist da die Wahl schwer? Auf zum Corso und zum Hotel Bristol, das offenbar einen internationalen Charakter hat! Oben angelangt, entdeckt der Reisende bald: erstens, daß die schöne Aussicht, die er auf einem Spaziergange oder im Wagen eben so gut genießen könnte, ihn nicht dafür zu entschädigen vermag, daß er für alle seine Zwecke aus dem Wege wohnt und daher viel Zeit verliert; zweitens: daß das Hotel Bristol auch kleine Zimmer hat und von Engländern und Amerikanern eben so bevorzugt wird wie die beiden anderen. Er möchte ausziehen; aber wohin? Bädeler läßt ihn im Stich; da sind nur Preise verzeichnet und Sterne angebracht. Keine Stadt erfordert in dieser Hinsicht eine so große Sorgfalt wie Rom, weil die meisten Reisenden sich hier mindestens zwei Wochen aufhalten. Doch Bädeler behandelt die Gasthöfe dieser Hauptstadt auf wenigen Seiten nach beliebter topographischer Anordnung. Die Lage spielt aber dort eine geringere Rolle als in manchen anderen Städten: erstens, weil kein Gasthof auf dem rechten Ufer liegt, wo ein großer Theil der Sehenswürdigkeiten sich befindet; zweitens, weil man viel sieht und die Preise innerhalb Roms die selben sind; drittens, weil kaum ein Hotel vorhanden ist, das ganz schlecht gelegen oder in dessen Nähe nicht die eine oder andere Sehenswürdigkeit anzutreffen wäre. Ganz andere Umstände als die Lage sind folglich zu berücksichtigen, wenn man den Reisenden vor Irrthümern schützen will. Immer neue Gasthöfe entstehen auf den Hügeln. Dort liegen „Continental“, „Quirinal“, „Grand Hotel“, „Royal“, „Germania“, „Bianelli“, „Schweizerhof“, „Eben“, „Beausite“, „Dahler“. Unten ist die Luft nicht rein, oft gegen Abend, wenn der Wagenverkehr den ganzen Tag gerast hat, von Staub angefüllt. Ferner sind die Gasthöfe dort manchmal auf allen drei Seiten von alten Häusern umgeben, nach einer Seite in einer nicht immer wohlriechenden Gasse; manchmal steigen die gegenüberliegenden Gebäude zu einer solchen Höhe empor, daß vielleicht nur in die obersten Stockwerke ein Sonnenstrahl hineinzubringen vermag. Gasthöfe in der unteren Stadt sind „Allemaque“, „Anglo-Americain“, „Angleterre“, „Victoria“, „Europe“, „Minerva“, „Roma“, „Vondres“, „Ruffic“, „Milano“, „Marini“; vier: „Laurati“, „National“, „Bristol“ und „Italie“ stehen in der Mitte zwischen beiden Klassen. Wer nun hiernach den Entschluß fassen wollte, in die obere Stadt zu ziehen, würde es vielleicht bereuen. Denn die meisten dortigen Gasthöfe haben das Mißliche, daß sie unmittelbar an elektrischen Bahnen liegen, von denen vom frühen Morgen bis zum späten Abend unaufhörlich ein

betäubender Lärm in das Haus schallt. Auf fast alle vorher genannten Hotels trifft Dies zu, mit Ausnahme des „Grand Hotel“. „Quirinal“ liegt außerdem noch an den Zufuhrstraßen zum Teatro Costanzi. Zu den hierher gehörigen Gasthöfen treten weiter hinzu „National“ und „Laurati“. Wer also gegen schlechte Luft empfindlich ist, wird nicht gern in der unteren, wer den Lärm nicht ertragen kann, nicht gern in der oberen wohnen. So bleibt also nur ein Ausweg: in der unteren Stadt muß man Zimmer mit verhältnißmäßig guter Luft, in der oberen verhältnißmäßig ruhige Räume zu miethen suchen. Es giebt Gasthöfe, die diesen Forderungen entsprechen.

Nachdem der Reisende diese Erfahrungen gemacht hat, die ihm ein Reisebuch durch Wort und Zeichnung (in den Plan Roms in Bäckers „Italien“ sind nicht einmal die Himmelsrichtungen eingetragen) hätte ersparen können, bleibt ihm eine neue nicht vorenthalten. Er entdeckt, daß Rom mehr eine Pensionär- als eine Passantenstadt ist; wenigstens überwiegen von Mitte Oktober bis Anfang März bei Weitem die zu längerem Aufenthalt Bekommenen. Ein Theil zieht aus Gesundheitsrückichten dorthin. Das Klima ist in normalen Jahren mild und erfrischend, vor Weihnachten weit angenehmer als das der Riviera, nach den Christtagen bis zum März nicht so feucht wie das südtalienische. Ein anderer Theil geht in der ewigen Stadt behaglich und gründlich seinen Kunstinteressen nach. Ein dritter, an Zahl recht beträchtlicher Theil, der meist aus England, in geringerem Umfang aus Holland, Amerika, Deutschland, Rußland stammt, verläßt den Winter in Rom, weil er ihn doch irgendwo erleben muß. So waren Mrs. und Misses Truefriend vor vier Jahren auf den Kanarischen Inseln, vor drei in Korsika und Sizilien, vor zwei in Egypten, im vorigen Jahre bis Weihnachten in Brighton und Montreux, nachher an der Riviera; diesmal kamen sie zur Abwechslung nach Rom. Und dann eine gleichfalls zahlreiche, geräuschvolle Schaar, frisch und voll Humor, die Damen häufig schön und kokett, nicht selten sehr gebildet, die Männer trotz allem äußeren Firniß manchmal in Auftreten und Manieren von herber Waldursprünglichkeit, Alle mit ausgesprochenener Anlage zur Reklame: unnöthig, zu sagen, daß sie in Nordamerika ihre Heimath hat. Wer in U. S. A. unter den höheren Klassen auf Bildung Anspruch macht, muß mindestens England, Frankreich, Deutschland, die Schweiz und Italien gesehen haben. Er wandelt die durch Ueberlieferung und Sitte vorgeschriebene Bahn und verweilt länger an den Orten, wo die Mitglieber der Familie Sam sich aufzuhalten pflegen, besonders also in Rom.

Die vorher in Aussicht gestellte neue Erfahrung wird nun der Leser schon im Geist gemacht haben. Die besten, ruhigsten, sonnigsten Zimmer sind Monate lang im Besitz der Ausdauernden, während der vorübergehend Anwesende, um die Sprache der Bevölkerungsstatistik zu reden, Schwierigkeiten hat, ein passendes Unterkommen zu finden. Gewiß: Zimmer werden überall angeboten, aber es sind die „Hotelhüter“, die Niemand will. So erklärt sich die eigenthümliche Thatsache, daß Rom zu wenige Gasthöfe hat und zu viele, weshalb in der unteren Stadt ein partieller Hotelkrach, der nur durch das Heilige Jahr und die Saison 1901 aufgehalten wurde, wahrscheinlich bald noch weitere Opfer fordern wird. Die Bitterkeit dieser höchst unangenehmen neuen Erfahrung könnten die Reisehandbücher verflühen, wenn sie dem Fremden Auskunft darüber erteilten, welche Gast-



höfe von den Ausdauernden bevorzugt werden und welche sich hauptsächlich auf den Passantenverkehr verlegen. Ist nun der Unerfahrene in einen Gasthof gerathen, der, wie die meisten römischen, in Wirklichkeit eine große Pension ist, so vermehrt er bald den Schatz seiner Erlebnisse um ein weiteres. Er findet, daß der von ihm gezahlte Preis nicht im Verhältniß zu dem Gebotenen steht. Allmählich macht er die Entdeckung, daß die Ausdauernden täglich zwei, drei, vier Lire weniger ausgeben, obwohl sie in allen Dingen bevorzugt sind. Es ist nicht allein die Länge der Zeit, die die Unterschiedliche erklärt, sondern auch manchmal der commercial spirit des Italieners: er preßt den Harmlosen aus und wird von dem Verliebten ausgepreßt. Feste Preise giebt es für einen viel geringeren Bruchtheil aller Leistungen als bei uns: überall wird gehandelt. Bädeler behauptet, dann einen Stern zu verleihen, wenn Leistungen und Preise in einem gewissen Verhältniß stehen. Nun ist die Frage: denkt er an das Verhältniß von Preisen und Leistungen für Leute, die den ganzen Winter ausharren, oder für solche, die sich zwei bis drei Wochen oder gar nur Tage aufhalten?

Wie nun einmal die Verhältnisse in Rom liegen, wäre es unbedingt erforderlich, daß Bädeler den Pensionen und den Hôtels garnis eine weit größere Aufmerksamkeit schenkte, als er jetzt thut. Um so mehr, als ein sehr großer Theil der deutschen Besucher Roms in Pensionen Aufenthalt nimmt, in denen er nicht immer komfortabel, aber preiswerth untergebracht ist, so daß sie einen oder gar zwei Sterne verdienen. Bei der Beschreibung der Hôtels garnis wäre hervorzuheben: erstens, daß der bei Weitem größere Theil in und in der Nähe unruhiger Straßen liegt, mit Ausnahme derjenigen in der Via Santa Chiara; zweitens, daß sie gewöhnlich Gesellschaftsräume, mit Ausnahme eines einzigen primitiven, ungeheizten Zimmers, nicht besitzen; drittens, daß die Bedienung häufig schlecht ist; viertens, daß sie gewöhnlich mit Italienern von unten bis oben besetzt sind und der Fremde gute Zimmer nur bei unsäusgesetztem Drängen erhält, falls er nicht dem Besizer schon vorher bekannt war. Wer dort wohnt, muß alle seine Mahlzeiten in Kaffeehäusern und Restaurationen zu sich nehmen. Obgleich nun Bädeler einer ziemlichen Anzahl von Speisehäusern Sterne verleiht, so sei zu ihrer Würdigung Folgendes bemerkt. Bestellt der Fremde eine Mahlzeit zu festen Preisen, so sucht der Wirth gern seinen Vortheil darin, daß er ihm minderwerthige Gänge vorsetzt, zum Beispiel geringere Fischsorten, die berichtigten fritture (Gehirn u. s. w.); denn ein festes Menu ist gewöhnlich nicht ausgeschrieben. Bestellt er sein Mahl nach der Karte, so findet er sich anfänglich nicht zurecht und später wird ihm die geringe Auswahl und die Eindeutigkeit des Speisezettels klar. Die römischen Speisehäuser sind bei jungen Gelehrten, Künstlern, Journalisten, Kaufleuten beliebt, weil man dort billig leben kann. Die wirklich guten Restaurants sind theuer. Die ausgezeichneten Restaurationen und Trattorien Oberitaliens zu verhältnißmäßig mäßigen Preisen habe ich weder in Rom noch in Neapel entdeckt. Dem in Rom verweilenden Reisenden kann daher nur gerathen werden, in einem Gasthof zu wohnen, wo er den Abend in behaglichen Gesellschaftsräumen zubringen kann, und, wenn er sich in Pension begeben will, nur halbe Pension — Das heißt: ohne Lunch — zu nehmen.

Das Messer der Kritik ist nur an Bädeler gelegt worden, weil man ihn häufiger als andere Reisebücher in den Händen deutscher Reisenden findet. Die

Ansicht, andere „Führer“ seien werthvoller, liegt diesem Verfahren keineswegs zu Grunde. Auch sind Meinungsverschiedenheiten von den Angaben Bäckers über mehrere andere Länder nicht verworther worden, weil sie weniger häufig besucht werden und das Vorgebrachte genügt, um daran einige Forderungen zu knüpfen, wie die Hotelbeschreibungen beschaffen sein sollten. Erstens: die Mittheilungen über die Lage eines Gasthofes sind nur dann werthvoll, wenn sie ein Urtheil darüber gestatten, ob sie den Zwecken des Reisenden förderlich ist, ob Omnibus- und Straßenbahnen in der Nähe vorüberführen, ob es frei oder in einem Gewirt von alten Häusern und überdrückenden Gassen steht, vor Allem aber, ob es ruhig gelegen ist. Diese Angaben sollen durch Zeichnungen genügend verdeutlicht werden. Zweitens: wir wollen wissen, ob es alt oder neu ist. Die Zimmer in alten Gasthöfen sind häufig niedrig, in einem Labyrinth von Gängen findet man sich oft schwer zurecht; ein widerlicher Altersgeruch läßt sich manchmal nicht vertreiben. Diese Empfindungen hatte ich in dem Rothen Hause in Trier, einem weit bekannten, jetzt eingegangenen Gasthof. Neue Gasthöfe sind frei von diesen Unannehmlichkeiten, aber sie haben andere. Sie sind in vielen Fällen so eingerichtet, daß alle Zimmer durch Thüren mit einander verbunden sind, eine Einrichtung, die im Interesse des Wirthes, nicht aber in dem aller Gäste ist. Die Wirths behaupten, es käme immer seltener vor, daß zusammengehörige Personen (wie Mann und Frau, zusammen reisende Verwandte und Freunde) in einem Zimmer schlafen wollen; Zimmer mit zwei Betten seien auf dem Aussterbecat. Dagegen würden häufiger als früher von zusammengehörigen Personen Wohnzimmer, in der Hotelssprache „Salons“, gefordert. Werde nun ein Gasthofgeschloß in eine Anzahl gleich großer, durch Thüren verbundener Zimmer getheilt, dann könne man den verschiedenartigsten Ansprüchen gerecht werden. So erklärt sich die Erscheinung, daß jenes Verbindungssystem nicht nur in neuen Gasthöfen angewandt wird, sondern auch alte, zum Beispiel französische, danach umgewandelt werden. Für den Reisenden hat es aber auch große Nachteile; denn wohnt man nicht in einem Eckzimmer, so muß man sehr viele Vorgänge in zwei Nachbartzimmern mit anhören, die den Schlaf stören oder beunruhigen. Die einfachste Forderung der Menschlichkeit ist daher, daß die Wände in neuen Gasthöfen besonders stark und für alle nicht gebrauchten Thüren Thürfüllungen vorhanden sind; denn der Schrank, den man mit Vorliebe vor die Thüren stellt, wirkt gewöhnlich nicht als Hemmung, sondern als Resonanzboden. Es ist aber eine Rücksichtslosigkeit, die Wände bloß aus Drahtgestekten, die mit Tapeten überklebt sind, bestehen zu lassen; da wird der arme Reisende doch zu stark von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Leben aus einer Anzahl chemischer Prozesse besteht. Diese Einrichtung fand ich in dem Grand Hôtel de l'Observatoire, einem hoch über dem Genfer See im Jura gelegenen Gasthof, der besonders gern von Franzosen besucht wird. Der Ruhe liebende Reisende wird daher häufiger ein von allen Störungen freies Zimmer in alten, winzigen Häusern als in neuen finden. Es sei bemerkt, daß der an sich gut gelegene „Schweizerhof“ in Rom nach dem neuen System eingerichtet ist. Das Reisebuch darf sich also nicht mit der Mittheilung begnügen, ob die Gasthöfe alt oder neu sind; es muß uns auch sagen, ob die Zimmer niedrig sind, ob Verbindungsthüren bestehen u. s. w. Drittens wäre genau anzugeben, ob die Gasthöfe Gesellschaftsräume haben oder nicht. Ein

guter Gasthof soll vier Gesellschaftsräume besitzen: außer dem Speisesaal ein Rauchzimmer, in dem passend das Billard untergebracht wird, dann ein Lese- und Schreibzimmer, in dem weder geplaudert noch geraucht werden darf, und ein Unterhaltung- und Empfangszimmer, bestimmt zur Plauderei und zum Empfang der Freunde der Gäste. Daß sie in besonders hohem Maße dem Gast das Gefühl, zu Hause zu sein, einflößen sollen, ist ja selbstverständlich; daß aber verhältnismäßig wenige Gasthöfe sie besitzen, dürfte von denen bestätigt werden, die häufiger sich auf Reisen begeben. Daß insbesondere die deutschen Gasthöfe in dieser Beziehung in ihrer Mehrzahl auf der untersten Stufe der Leiter und die großen englischen auf der höchsten Sprosse stehen, kann von den Kundigen nicht bezweifelt werden. Ich erinnere mich noch mit Verwunderung, daß, als ich auf Empfehlung eines berliner Freundes vor fünf Jahren in einem erst vor Kurzem eröffneten berliner Gasthof abstieg, der geradezu als ein Weltwunder gepriesen wurde, ich als einzigen Gesellschaftsraum außer dem Speisezimmer ein Aschenbrödelzimmer vorfand, in dem einige Zeitungen auflagen. Aber die Berliner verlieren leicht die ihnen eigenthümliche Kritikelei und die berliner Zunge, sobald es sich um berliner Erzeugnisse handelt. Die meisten deutschen Gasthöfe werfen den Gast während des Tages nach den Mahlzeiten thatsächlich auf die Straße — Das heißt: ins Wirthshaus —, wenn der Wirth nicht aus Humanität selbst eine Restauration hält; sie zwingen ihn nicht nur, mehr zu trinken, als ihm lieb oder seiner Gesundheit zuträglich ist, sondern auch, seine Zeit zu verplempern; ich setze dabei natürlich voraus, daß der Gast so viel Geschmack hat, während des Tages die Luft seines Schlafzimmers nicht zu verderben. Eine an die französische Vergangenheit erinnernde Einrichtung lernt man in dem übrigens guten Hôtel Central in Mülhausen im Elßaß kennen: mit dem Gasthof ist ein Kaffeehaus verbunden, in das der Speisesaal sich gewöhnlich nach den beiden gemeinsamen Mahlzeiten entleert. Viertens: der folgenden Forderung werden die Reisebücher gewöhnlich gerecht. Sie vermerken, ob der Gasthof elektrisches Licht, Centralheizung und Fahrstuhl besitzt, denn die Wirth vergesse nicht, in ihren den Redaktionen eingesandten Berichten diese Vorzüge gebührend hervorzuheben. Zuweilen ist das Eigenlob so stark und uneingeschränkt, daß der Führer sich einer Uebertreibung schuldig macht. So hat Bädeler Recht mit der Behauptung, die „Helvetia“ in Florenz besitze Centralheizung; nur sind bei Weitem nicht alle Zimmer mit ihr verbunden. Auch ist das elektrische Licht in vielen Gasthöfen so unglücklich angebracht, daß man der Lerze nicht entzathen kann, weil sich weder ein Hebel noch eine Lampe in der Nähe des Tisches oder Bettes befindet. Der Nutzen des Fahrstuhles ist groß, wird aber doch oft überschätzt. Man sagt gewöhnlich, es sei, wo jenes Verkehrsmittel eingeführt ist, ganz gleich, in welchem Stock man wohne. Dem aber, der eine größere Anzahl von Gasthöfen kennt, kann unmöglich verborgen geblieben sein, daß viele einen Fahrstuhl besitzen, aber keine Person zu seiner regelmäßigen Bedienung, oder daß er so stark benutzt wird, daß man die Treppe hinaufspringt, um Zeit zu gewinnen, oder daß er in zurückgehenden Häusern reparaturbedürftig, aber nicht ausgebessert wird. In einem besternten mainzer Gasthof machte ich einmal die Entdeckung, daß er wieder verschwunden war. Der Fahrstuhl sollte so eingerichtet sein, daß der Gast sich seiner ohne fremde Hilfe bedienen kann. Zu

größeren Gasthöfen sind mehrere am Platz. Auch ist die Möglichkeit eines Hotelbrandes nicht außer Acht zu lassen. Häufigst: die wichtige, von den Führern häufig gemachte Angabe, welche Klassen und Nationen in einem Hause verkehren, wird von den Reisenden nicht immer gewürdigt. Welche Vorzüge man in katholischen Ländern von einem Gasthof, den die Geisteslichkeit bevorzugt, erwarten darf, ist allgemein bekannt; weniger, welchen Einfluß der überwiegende Besuch von Geschäftsreisenden ausübt. In den englischen Hotels sind ihnen besondere Speise- und Gesellschaftszimmer eingeräumt. Wie die englischen Kinder nehmen sie ihre Hauptmahlzeit bald nach Mittag zu sich; man stößt deshalb auf sie allein an solchen Orten, deren Verkehr nur wirtschaftlicher Natur ist und deren Gasthöfe daher fast ausschließlich für sie bestimmt sind. Hier nimmt man mit ihnen gegen ein Uhr ein solides englisches Diner zu sich, während man am Abend, wie die Uebrigen, sich mit seiner Theekanne vereinsamt. Auf dem Kontinent, wo jene Scheidung unbekannt ist, hat der überwiegende Besuch von Geschäftsreisenden gewöhnlich folgende Wirkungen: guter, reichlicher Tisch, mangelnde Gesellschaftsräume, an denen sie wegen ihrer Beschäftigung und Lebensweise wenig Interesse haben, gegen Abend Beschlagnahme sämmtlicher Schreibtische, recht häufige Störungen in der Nacht, da diese Herren gern den ästhetischen Charakter ihrer schnell wechselnden Aufenthaltsorte zu ergründen suchen, oder am Morgen, wenn sie mit dem Frühzug abreisen müssen. Von Alledem empfindet der Tourist in Italien nichts. Die Mehrzahl der italienischen Geschäftsreisenden wohnt nach italienischer Sitte in Hotels, Garnis oder in Gasthöfen mit Trattoria; die in internationalen Gasthöfen absteigenden fremden Kaufleute finden sich dort einer überwiegenden Majorität von Pensionären und Touristen gegenüber, wie Jeder bestätigen wird, der die von deutschen Geschäftsreisenden besuchten Hotels, wie etwa „Bonne Femme“ in Turin, „Métropole“ und „Milan“ in Mailand, „Helvetia“ in Florenz, „Rome“ in Rom und „London“ in Neapel kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Und welchen Charakter prägen die Nationen ihnen auf? Wenn die von allen Völkern am Meisten reisenden Engländer den Hauptbestandtheil bilden, dann darf man mit Sicherheit folgende Annehmlichkeiten erwarten: eine genügende Anzahl von Gesellschaftsräumen, Ueberfluß an reiner Steinwand im Speise- und Schlafzimmer, geschmackvollen Charakter der Zimmer, Treppen und Gänge, einen leichten geselligen Verkehr, den sie mit der sie auszeichnenden schlichten Verständigkeit geregelt haben. Sie unterhalten sich mit einander, ohne sich vorzustellen, und machen sich das Leben möglichst erträglich; im Umgang mit gebildeten Engländern kann man sicher sein, daß nichts Auffallendes, Verleptendes vorfällt, daß Kengier und Klatzch ausgeschlossen sind. Der Engländer wünscht sich die volle Freiheit seiner Bewegungen und achtet daher die der Andern. Sind sie einander nicht näher getreten, dann hört die Bekanntschaft auf, sobald sie den Gasthof verlassen haben. Diese Sitten weichen von den unsrigen eben so sehr ab wie die anderen, daß die Damen zuerst die Herren grüßen und die Anässigen den Neuankommenden zuerst einen Besuch abstatten. Diesen großen Vorzügen steht aber ein großer Nachtheil gegenüber: Küche und leider auch Weine sind dort nicht selten mäßig. Die Engländer verderben ihren Geschmack durch Reizmittel, wie die Amerikaner ihren Magen durch übermäßig warme Speisen und übermäßig kalte Getränke. Wie viel Salz und Pfeffer ver-

zehrt nicht jeder Brit täglich! Und dann sind sie die Erfinder des nach ihnen benannten Senfs, des Schilliesigs, der scharfen Saucen, Pickles und Digestive Relishes. Trinken doch drüben viele Leute mit Vorliebe Sherry und bei Tisch Champagner, — von den Ales, Bitterbeers, Gins, Brandies, Whiskies nicht zu reden. Man darf aber kühn behaupten, daß der Champagnerfreund keine Weinzungge besitzt. Haben nun die Engländer die Herrschaftsgrenze ihrer einfachen, soliden Küche, die der Schärer vortrefflicher Materialien allen anderen Küchen voranstellt, überschritten, dann hört alles kulinarische Verständniß auf. Und Das ist auch nicht besser geworden, seit die rasch zunehmende Continentalisirung, die sich in der wachsenden Zahl von Nichtkäsernen, Rezipen und französischen Table d'hôtes äußert, für die französische Küche immer mehr Boden gewonnen hat; denn diese entartet dort sehr leicht. Der Küchenherrscher des Hotels bemerkt die geringe Begabung seiner Gäste und giebt sich wenig Mühe; der Wirth fühlt dabei keine Gewissensbisse, da viele Engländer bei Tisch keinen Wein trinken und er einen — und manchmal einen beträchtlichen — Theil seines Gewinnes aus dem Weinverzehr ziehen möchte. Welch anderes Bild bietet ein deutscher Gasthof! Wollen wir ihn der Wahrheit getreu schildern, dann müssen wir zuerst von dem großen, gewichtigen Buch sprechen, in das Fritz Teutobald Vornamen, Familiennamen, Alter, Stand, Rang, Titel, Orden, Ehrenzeichen, Herkunft, Bestimmungsort gewissenhaft einträgt. Engländer und Amerikaner begnügen sich gewöhnlich damit, Namen und Vaterland niederzuschreiben; sie sind eben weniger an die Neugier einer hohen Polizei gewöhnt. Hierdurch fordern sie den Unwillen des Landmannes heraus, der, wie die Polizei, Alles wissen will, zu welchem Zweck ja eben das zu Jedermanns Einsicht offene Fremdenbuch besteht. Und, so bemerkt der gleichfalls sehr neugierige Professor Abraham Drachenbluth ernst und wichtig, es ist von einem höheren Standpunkt aus nothwendig: damit nämlich der Wirth seine Preise danach einrichte. In welchen Höhlen muß Abraham bisher gewohnt haben, daß der Wirth sofort den Preis erhöht, als hätte ein Fürst einen Stock des Hotels gemiethet, wenn ein gewöhnlicher Rath fünfter oder vierter Rangklasse ein Zimmer nimmt, und wie muß er ausgesehen haben, daß man ihm nicht einmal den Rath fünfter Ordnung angesehen hat! Jedemfalls kennen Teutobald und Drachenbluth noch nicht die dem modernen Individualismus entsprechenden großen Gasthöfe mit festen Preisen, in denen der Gast eine Nummer ist und sich nur dem Wirth gegenüber flüchtig legitimirt. Ist nun Fritz in der Lage, einen Neben, mit dem er an der Wirthstafel zusammensißt, mit seinem Titel anzureden, dann erhebt sich die Frage, wer zuerst sprechen wird. Wer Das thut, Der muß sich vorstellen: so erfordert es der deutsche Höflichkeitformalismus. Je weiter nach Osten, um so schroffer diese Forderung, sich überall und zu jeder Stunde vorzustellen. . . Unsere Freunde Fritz und Abraham treffen wir an einer langen Mittagstafel; das individualistische System der kleinen Tische ist dort noch nicht eingeführt. Der Wirth scheint sich zwei Probleme gestellt zu haben: wie man möglichst viele Menschen auf kleinem Raum zusammenpressen und wie man die Dauer des Essens thunlichst verlängern kann. In kleinen Städten tafelt er noch selbst mit; oder er zieht, umhergehend, leutselig wie ein König, seine Gäste ins Gespräch. Das flüssige Element macht sich stark bemerklich: in der Gestalt von Suppen, Saucen, diese entweder auf dem Teller oder der vorgebundnenen

Serviette, endlich in der von Weinen, deren Preis — keineswegs deren Mäße — in einem starken Mißverhältniß zu der Alltäglichkeit der Speisen steht, etwa wie eine goldene Uhr zu einem zerlissenen Bettlerrock. Das Rindfleisch stammt häufig von alten Thieren, die nach langen Diensten als Nut- und Zugvieh rasch gemästet worden sind, die Kälber werden sehr oft zu früh geschlachtet; gutes Hammelfleisch wird seit dem Rückgang der Schafzucht immer seltener; erträglich ist durchgängig das Schweinefleisch, wozu sich an der Küste der Seefisch und auch in anderen Gegenden vielfach Geflügel und Wild gesellen. Trotz den geringen Qualitäten mißt sie der Wirth gewöhnlich in mäßigen Quantitäten zu, denn am deutschen Tisch spürt man auch heute noch die Armuth des Vaterlandes, die Jahrhunderte lang bestanden hat, und die große Kinderzahl, die noch immer andauert. Messer und Gabeln werden nur in den besten Hotels gewechselt und die Servietten der Abonnenten werden erst dann durch neue ersetzt, wenn man sie von fern für naturalistische Gemälde halten könnte. Bewundernswert sind aber die großen Mengen von Kartoffeln, die in Norddeutschland freigebig zu allen Fleisch- und Fischgängen gereicht werden, und die Geschicklichkeit, mit der viele Leute essen; denn nirgends wird das Messer mit so geringer Gefahr zur Beförderung der Speisen benutzt und nirgendwo folgen die schweren Ladungen einander so rasch mit raubthierartiger Hast; das ekelhafte Schmaßen und das krachende Zermalmen der Speisen, das taktmäßige Niederfallen von Messer und Gabel auf den Teller, um dem Esser Zeit zum Brotbrechen zu geben, Erscheinungen, die eine französische Table d'hôte häufig zu einem widerwärtigen Orte machen, bemerkt man, Gott sei Dank, bei uns nicht. Zum Krachen fehlen ihnen gewöhnlich auch die guten Zähne. Germanen und Semiten erkennt man leicht an den schadhaften Zähnen, dünnem Haar und dem blöden, bekneiferten oder bebrillten Auge, auch an den schlecht sitzenden Kleidern; denn so geschmacklose Schneider wie Deutschland besitzet England, Frankreich und Italien nicht. Allerdings ist die Aufgabe dieser Künstler häufig schwer. Dem Selbsterhaltungstrieb haben sowohl Feig wie Abraham in fester und flüssiger Gestalt reichlich gefröhnt, während ihnen die nöthige Bewegung fehlte; und so sind die Formen aus den Jugen gerathen. Dafür sind die Landsleute kräftig. Ja, mit welchem Aufwand von Muskelkraft sie sich unterhalten! Immer mehr müssen die Nachbarn sich anstrengen, um sich in nächster Nähe verständlich zu machen; von Zeit zu Zeit wälzt sich ein wildes Gelächter wie eine Woge, alle Gespräche erstickend, von einem Ende des Tisches zum anderen. Dort haben Teutobald und Drachenbluth mit der Artigkeit von Lanzknechten einander aufgezogen. Nur dann ist der Spektakel noch größer, wenn sich zarte deutsche Jungfrauen und minnigliche Frauen, selbstverständlich bebrillt und bekneifert, ins Gespräch mischen. Nun aber nähert sich das Mahl seinem Ende, denn überall reinigt man die Zähne, hier mit einem piepsenden Geräusch (Prinzip: lustloser Raum), dort zierlich mit dem Nagel des kleinen Fingers; die Fortgeschrittensten bedienen sich des Zahnstochers und Einige, die sich zu Diogenes bekennen, ergreifen entschlossen die Gabel. Dann zünden Alle, die Arme breit aufgestemmt, ihre Cigarren an, unbekümmert darum, ob später Kommende auch noch essen wollen. Immer dichter wird die Mischung von Speisebüsten und Tabakqualm; aber sie harren aus, eine halbe, eine ganze Stunde; jetzt erst wirds „gemüthlich“. Welche Harmonie, wenn am Abend die Petroleum-

lampen in dieses Geruchkonzert einzugreifen beginnen! Gewiß: ein Rauchzimmer, ein Unterhaltungszimmer giebt es in den meisten deutschen Gasthöfen nicht; und wo sie bestehen, wird der Unterschied der Räume nicht beachtet: geraucht wird überall . . . Wir begeben uns endlich zur Ruhe. Da entdecken wir, daß das Bett bald zu kurz, bald zu schmal, bald zu heiß (Federbetten im Sommer!) ist; oder daß die kratzende, ausgeschlachte, schief geschlafene Matratze längst auf den Boden muckte; oder daß so viele Rissen oben und unten aufgestapelt sind, als wäre Schlafen ein akrobatischer oder gymnastischer Vorgang.

Ich gebe gern zu, daß ich zu stark generalisirt habe, daß die Küche an der Nord- und Ostseeküste, im Westen Deutschlands, in Oesterreich gut ist, daß es in den internationalen Badestädten wie Wiesbaden und Baden-Baden, in einigen Residenzen wie Berlin, Dresden, München, in verkehrreichen Orten wie Köln und Frankfurt sehr gute Gasthöfe giebt; aber die deutschen Hotels in ihrer Allgemeinheit haben sich nicht im Verhältnis zu dem politischen und wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands entwickelt. Wohl liegt der Fehler zum Theil bei den Gästen: es wäre zu wünschen, daß die schöne Einleitung, die Hyering seinem Werk „Der Zweck im Rechte“ vorgefetzt hat, in allen Reisebüchern der höheren Knaben- und Mädchenschulen stünde: sie verdiente es ihres Inhaltes und der Form wegen. Bestimmte Schwächen der deutschen Gasthöfe lassen sich aber auch da verfolgen, wo der Gast einflußlos ist, nämlich in den von Deutschen gehaltenen Hotels des Auslandes.

Sechstens: Das Reisebuch soll über die Ernährungsverhältnisse unterrichten; Mittheilungen über den Keller sind überflüssig, da ja nur Wenige Etwas davon verstehen. Aber auch der an erster Stelle gemachte Anspruch ist schwer zu erfüllen. Der Speisenfolge der Gasthofstafeln liegt ein gewisses Schema zu Grunde. Die sogenannten Hotels ersten Ranges geben zwischen Suppe und Nachtisch die bekannten vier Gänge animalischer Nahrung, wozu ein Gemüse kommt; einige deutsche und schweizer Wirthe fügen zu diesen Gängen noch eine leichte Beilage, wodurch ihre Anzahl auf fünf steigt. Die sogenannten Gasthöfe zweiten Ranges lassen es mit drei bewenden, in niedriger stehenden sind ihrer noch weniger. Das Schema der zweiten Tafel, wo eine solche besteht, ist gewöhnlich gleichartiger: eine Vorpeise, eine warme Fleischpeise, kaltes Fleisch. Mehr als dieses Schema läßt sich in den Reisebüchern nicht geben. Aber sie geben es nicht einmal, was auch nicht viel bedeutet. Denn der Wirth kann den einen oder den anderen Gang zur Dekoration herabdrücken; entweder er kauft schlechte Materialien ein, die ein ausgezeichnetes Koch schwachhaft zubereitet, was man nicht selten in Frankreich beobachtet; oder die Materialien sind ausgezeichnet und die Zubereitung ist mäßig, was jenseits des Kanals vorkommt. Das ist, was man im Besonderen unter der Küche eines Gasthofes versteht, deren Geschick zum großen Theil von dem Koch abhängen. Dann ist aber die Freiheit des Wirthes innerhalb des Schemas der Speisenfolge noch nicht genügend umschrieben. Es hängt von ihm ab, ob er seine Gäste reichlicher oder weniger reichlich bedienen lassen will, ob er zweimal oder nur einmal herumreichen läßt u. s. w. Was man also im engeren Sinn den Tisch nennt, wechselt manchmal mit dem Besitzer oder dem Direktor. Sagt ein alter Hotelpraktiker: Das Essen ist dort gut, so meint er gewöhnlich Speisenfolge, Küche, Tisch. Wie geringwerthig die Aufklärungen der Reisebücher über diesen

Punkt sein müssen, ist klar. Nur über das Schema der Speisenfolge vermögen sie eine Nachricht von einiger Dauer zu bringen, die aber oft werthlos ist. Denn nicht selten werden der Feinschmecker und der Hungerige eine Mahlzeit nach Schema II oder III einer nach Schema I vorziehen. Ueber diese Dinge sollte ein Reisebuch daher nur ein Urtheil fällen, wenn eine gute oder schlechte Tradition besteht. Die Gasthofstafeln der „Stadt Venedig“ in Trier, der „Krone“ in Solothurn und des „Drehtes“ in St. Gallen haben eine solche rühmliche Tradition, die Jedem so bekannt ist, daß ich durch ihre Erwähnung nicht in den Verdacht kommen kann, für sie zu agitiren. Schließlich fordert man richtige Angaben über die Preise, wenn sie veränderlich sind, nicht nur Anfangspreise (zum Beispiel: Zimmer von drei Mark an), sondern auch Endpreise (zum Beispiel: bis zehn Mark). Bäderer läßt in dieser Beziehung gewöhnlich nichts zu wünschen übrig, wie auch seine Notizen über Tisch und Küche gewöhnlich zuverlässig sind. Sein Buch über Italien enthält jedoch manche Irrthümer. Ich erinnere mich noch des Erstaunens eines spanischen Ehepaars, daß auf die Notiz hin, im Hotel Bristol in Neapel schwankten die Zimmerpreise zwischen vier und sieben Lire, dort absteig und vierzehn Lire bezahlen mußte.

Beobachtet der Verfasser eines Reisebuches diese Vorschriften, dann wird er dem Reisenden vor seiner Ankunft ein genügendes Urtheil darüber ermdöglichen, wo er abzustiegen hat. Die Hotelnotizen werden umfangreicher werden, aber sie brauchen doch keinen größeren Raum einzunehmen als bisher, denn das Reisebuch kann sich passender Abkürzungen bedienen. Die Sterne werden eben so überflüssig werden wie die beliebten nichtsagenden Wendungen: „vornehm“ „sehr vornehm“, Hotel ersten Ranges, zweiten Ranges u. s. w., ganz abgesehen davon, daß sie häufig unangebracht sind. Es ist zwar leicht, zu sagen, was ein Hotel ersten Ranges ist: ein Gasthof mit schönen, wohlausgestatteten Zimmern, Fahrstuhl, Centralheizung, elektrischem Licht, vier Gesellschaftszimmern und Speisenfolge vom Schema I. Aber ich habe hoffentlich gezeigt, welche Freiheit der Ausführung es für alle diese Forderungen giebt. Es ist einer der größten Mängel von Bäderers Reisebüchern, daß sie zu apodiktisch sind und daher, selbstverständlich unabsichtlich, in einige Gasthöfe die Fremdenschaar wie eine Heerde hineinreiben, zum großen Schaden der Fremden und anderer Wirthje. Zwei Beispiele. Unter „Perugia“ findet man folgende Stelle: „Grand Hôtel Perugia . . . in aussichtreicher Lage am Eingang der Stadt, ersten Ranges . . . Zweiten Ranges: Hôtel de la Poste u. s. w. Der besternte Gasthof hat schöne Zimmer, die schönsten allerdings über einer elektrischen Straßenbahn, zwei mäßige Gesellschaftsräume und eine Küche leidlicher Güte vom Schema II. Preise hoch. Weßhalb also ersten Ranges? Unter „Spezia“ heißt es: „Grand Hôtel und Croce di Malta . . . Italia; Gran Bretagna, mit guter Trattoria. Welcher Hotelnob wird da „Italia“ und „Gran Bretagna“ versuchen? Der große Besternte, in dem Alles, was außerhalb Italiens auf Respektabilität Anspruch macht, absteigt, ist wirklich bemerkenswerth als großer Kasten mit einer merkwürdigen Treppenanlage, im Uebrigen ohne Fahrstuhl, elektrisches Licht und mit Küche Schema II. Wer nachmittags ankommt, kann erleben, daß er über hundert Stufen zu seinem Zimmer zu steigen hat. Reisebücher sollen eine Anzahl zuverlässiger Notizen enthalten, aber sich der Besamtnoten und möglichst auch des Lobes enthalten.